Staatliche Bibliothek
Regensburg

Pr. 373

10 3 VIII 6

10 3 VIII 6

Pag 6

Ex libris
Al. Fettenbach
1820.

NK

Warnungen
für
die unerfahrene Jugend
in
Beyspielen
meistens
unkluger oder böser Menschen

von

L. J. Snell.

Lemgo
im Verlage der Meyerschen Buchhandlung
1800.

GS 7/276

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Vorerinnerung.

Daß der moralische Unterricht in Beyspielen, besonders in Geschichten vorzüglich böser oder unkluger Menschen, die sich oder andere in Unglück und Verderben gebracht haben, etwas besonders Interessantes und Anziehendes enthält; und daß der Jugendlehrer nicht blos reine, von allen schädlichen oder nützlichen Folgen des Lasters oder der Tugend, der Vorsichtigkeit oder der Unklugheit abstrahirende Moral, vorzutragen hat, sondern auch durch lebhafte Vorstellungen menschlicher Bosheit oder Unklugheit, die sich selbst ins Elend bringt, abschrecken darf, dieses ist wol außer allem Zweifel.

Dazu können nun die meisten der in dieser Sammlung enthaltenen Geschichten dienen. Ich sage: die meisten; denn es kommen freilich auch einige von anderer Art darin vor, welchen wegen ihres interessanten Inhalts ebenfalls ein Raum darin verstattet wurde. Da aber der größte Theil dieses Buchs aus Beyspielen unkluger oder böser Menschen besteht; so wird es hoffentlich der unerfahrenen Jugend ganz nützliche Warnungen gewähren können.

Vielleicht wird dereinst noch eine zweyte Sammlung nachfolgen.

L. J. Snell.

Vom
Aberglauben.

Vor einiger Zeit war in einer gewissen ansehnlichen Stadt ein Gerücht, welches viel Aufsehen machte. Der Teufel sollte einen Mann weggeholt, ein Paar Stunden lang mit sich durch die Luft geschleppt haben, und endlich durch ein Wort, welches der arme Mensch in der Angst ausgesprochen, gezwungen worden seyn, ihn fahren zu lassen, jedoch denselben an einen Baum niedergeschmettert haben. Diese Geschichte fand durchgängig Beyfall unter Hohen und Niedern, und da die Sache immer größeres Aufsehen verursachte, so hielt man für nöthig, aus Liebe zur Wahrheit, die ganze Begebenheit, die auf einem Dorfe geschehen seyn sollte, genau zu untersuchen.

Man wendete sich an den Pfarrer des Orts, an den Wundarzt, welcher den Mann in der Kur hatte, und an einige andere glaubhafte Personen im Dorfe, sonderlich aber an den unglücklichen Mann selbst, welcher damals noch, acht Wochen nach dem Vorfall, wegen seiner erhaltenen Wunden und Beschädigung an den Füßen bettlägerig war. Die Geschichte hieng ohngefähr folgender Gestalt zusammen, so wie solches die einstimmigen Aussagen bestätigten.

Eine Schwester-Tochter des Mannes war an einen jungen Purschen des Dorfes versprochen, und die erste öffentliche Ausrufung in der Kirche war schon geschehen. Ein anderer junger Pursch hatte aber indessen Mittel gefunden, dieses Mädchen auf seine Seite zu bringen, und da seine Absicht in dem Orte schwer durchzusetzen war, so verabredete er sich mit dem Mädchen flüchtig zu werden, um sich anderwärts mit einander trauen zu lassen.

Der Mutter Bruder, als Vormund des Mädchens, eilte ihnen nach, und fand sie noch in der benachbarten Stadt, wo sie eben damit umgiengen, daß sie ihr Vorhaben ins Werk setzten. Die jungen Leute baten um Verzeihung, entschuldigten sich, so gut sie konnten, baten aber zugleich, man möchte die andere Heirath hintertreiben, und sie sich mit einander verbinden

den lassen. Durch vieles Bitten und Flehen brachten sie auch den alten Vormund dahin, daß er in ihr Begehren und Vorhaben willigte, und dem Entführer das Mädchen zusagte, jedoch unter der Bedingung, daß es die Obrigkeit zufrieden seyn, und daß der Entführer alle Kosten bezahlen müßte. Der junge Mensch versprach, keine Kosten zu scheuen, so groß sie auch seyn möchten, besorgte aber, wenn es dahin käme, es möchte einen schlimmen Ausgang nehmen. Um nun den unruhigen jungen Menschen zu besänftigen, wiederholte der Alte seine Versicherungen, und um seinem Versprechen ein Gewicht zu geben, stieß er die Worte aus: es muß nun durchgesetzt werden, und wanns beym Teufel wäre. Dieses Wort, sagte er, sey ihm schwer auf das Herz gefallen, und habe ihm von dem Augenblick an viel zu schaffen gemacht.

Diese Unruhe nahm täglich zu, daß er sich selbst zur Last wurde. Er suchte daher beständig Gesellschaften, legte sich aufs Trinken und Schwatzen, weil er kein anderes Mittel wuste, der unaufhörlichen Furcht und Beängstigung los zu werden. Sein Schlaf war unruhig und schwer, er lag so zu sagen in einem beständigen Angstschweiß, während dem ihm die oben erwähnten Worte vor den Ohren braußten. Sein Zustand wurde von Tag zu Tag schlimmer, bis ihm an einem Abend, da er schon zu schlummern

mern angefangen hatte, folgende Erscheinung begegnete:

Es kam ihm vor, als sähe er in seiner Kammer ein Licht wie ein kleines Flämmchen, wobey er die Worte hörte: du hast mich aufgefordert, jetzt mußt du auch mein seyn! Darüber ward ihm fürchterlich bange, und er wuste sich vor unbeschreiblicher Bangigkeit nicht zu rathen noch zu helfen. Es dünkte ihn, als ob er die deutliche Stimme gehört: um aller deiner Sünden willen wäre es nichts gewesen; aber da du mich herbey gerufen hast, so bist du nun ewig mein. Er lag während dieses Auftritts in dem Anfang eines hitzigen Gallenfiebers, und hörte noch immer ein Gesumse, das bald schwächer, bald stärker wurde. Auf einmal fühlte er im Munde eine große Bitterkeit, die er für eine Giftkugel hielt, welche er als ein Unterpfand, daß er dem Teufel zugehöre, hinunter schlucken müsse. In der dritten Nacht, hieß es, bin ich wieder da, und dann soll es entschieden werden. Weg war die Flamme und die Stimme!

Hierauf weckte er seine kleine Stief-Enkelin, die bey ihm lag, und von dem Allen nichts wuste. Diese rief ihrer Mutter; man schickte zum Wundarzt, und bereitete dem Mann auf sein Begehren eine Suppe; und indem das geschehen sollte, klagte und wimmerte er ganz untröstlich; meine Seligkeit, sagte er, ist nun

ver-

verscherzt; von heute an, in der dritten Nacht — ach! soll ich denn ewig verlohren seyn! ach! bätet doch für mich! Der Chirurgus lies ihm zur Ader; sein Blut war schwarz und voller Galle; es wurde ihm ohnmächtig, worauf ein Erbrechen erfolgte. Die ganze Nacht schlief er wenig, die Hitze dauerte fort, die Beängstigung war außerordentlich, und nahm in den folgenden Tagen zu.

Den Tag vor der dritten Nacht lies er den Pfarrer zu sich rufen, um Trost und Hülfe zu suchen. Er klagte ihm seine Noth, und bat ihn inständig, er möchte doch die Nacht hindurch bey ihm bleiben, und mit ihm bäten. Der Pfarrer entschuldigte sich aber damit, daß er den folgenden Tag Arbeit habe, und also die Nacht nicht wachen könne, und gab ihm die Belehrung, daß er sich dergleichen Gedanken aus dem Sinne schlagen solle. Der Patient wollte sich zu seiner Sicherheit in das Pfarrhaus, welches eine Stunde von dem Orte war, bringen lassen; allein der Geistliche hielt solches für unnöthig, verwies ihn auf das ernstliche Gebät, bätete auch selbst mit ihm, und verlies ihn mit der nochmaligen Vermahnung, daß er sich die Grillen aus dem Sinne schlagen müsse.

Dieselbige Nacht lies er sich von dem Chirurgus bewachen, und der Schulmeister bätete und sang mit ihm. Die ganze Nacht hindurch

 schien

schien er auch äußerlich stille zu seyn, aber desto beängstigter sah es innerlich aus. Man bemerkte eine entsetzliche Wallung im Geblüte, weswegen auch der Wundarzt eine Ader öfnen wollte, aber viermal die Ader schlug, ohne Blut zu bekommen. Kaum war der Schulmeister weggegangen, und der Chirurgus hatte sich nur auf einen Augenblick entfernt, so brach die Unruhe in ihm mit Macht hervor, alle vorgefallene Umstände regten sich auf einmal. Jetzt, sagte die Stimme, ist die Stunde da, wo ich mein Recht und meine Gewalt ausführen muß.

Aus Angst fortgerissen fuhr er aus dem Bette, und lief im bloßen Hemde vor das Haus. Er beschrieb mit dem bloßen Fuß einen Kreis in den Schnee, und so stund er in seinem Kreise mitten im Schnee. Er sah den weiten schönen hellen Himmel an, und dachte: o allmächtiger Gott! wie groß und herrlich bist du doch! Da er einige Minuten da gestanden hatte, wollte er wieder in sein Bett eilen. Aber kaum war er über die Thürschwelle, so überfiel ihn die Angst von neuem; es war, als würde er fortgestoßen, und er fieng an, mit unglaublicher Geschwindigkeit zu laufen. Er wuste eine Zeitlang gar nicht, ob er auf der Erde lief, oder in der Luft schwebte; nach und nach wurde es ihm leichter. Es dünkte ihn, nun wäre er sicher, endlich sah er einen Baum im Felde, auf den

er

er zulief, er glaubte, es wollte ihn etwas halten. Du bist gerettet, hörte er rufen; (mit diesen Worten erzählte ers.) Er wurde mit Gewalt an den Baum gestoßen, und hörte: hier mußt du zittern und zagen, wie Christus am Kreuze für deine Sünden zitterte und zagte, und dann bist du frey.

Er hielt sich unterdessen vest an den Baum, sah gen Himmel und wünschte, daß es Tag werden möchte. Denn er fieng an gewaltig zu frieren, und er bemerkte, daß seine Fußsohlen bluteten, wie es auch nicht wol anders in dem hart gefrorenen Schnee seyn konnte. Die Hitze war vorbey, und die Kälte sowohl als die Müdigkeit brachten ihn vollends zu sich. Der Tag brach an, und er sah, daß es ein schöner Morgen werden würde. Er suchte lange die Gegend zu erkennen, bis er endlich die Bätglocke in einem nahen Dorfe hörte; er eilte dahin, und fand, daß es eine halbe Stunde von dem Orte war, wo er denn wieder abgeholt wurde.

Seitdem lag er viele Wochen lang an seinen Wunden, und man hatte Noth, ihn zurecht zu bringen. Einige Personen fanden sehr bedenklich, daß man doch nicht an allen Orten die Fußstapfen von ihm gesehen, und behaupteten, daß er durch die Luft geführt worden seyn müsse. Allein nichts ist natürlicher, als daß der Schnee nicht überall gleich hart war, und er also auch

nicht überall gleich stark auftreten konnte. Noch zur Zeit, da man ihn besuchte, nemlich acht Wochen nach dem Vorfall, war dieser Mann wieder gesund und dem Ansehen nach ruhig, und suchte immer seinen vorigen Lebenswandel zu rechtfertigen; nur das einzige, daß er seine Anverwandte verhandelt hätte, blieb ihm ein Stein auf dem Herzen.

Wäre dieser Mann verlohren gegangen, etwa in einen Brunnen, Teich oder so etwas gefallen und umgekommen; so würde die ganze Gegend auf der Behauptung beharrt seyn, daß er von einem bösen Geiste mit lebendigem Leibe weggeholt worden sey. Aber da zum Glück die Leibs = und Gemüthskrankheit des Mannes diese Wendung nahm, so konnte endlich dieser Irrthum widerlegt werden, nachdem man die Sache genau untersucht hatte.

Fortsetzung von dem Aberglauben.

In S** muste ein Soldat, welcher vor einem Gespenst die Flucht genommen hatte, Spiesruthen laufen, und der Obriste stellte noch überdem eben diesen Soldaten Nachts um zwölf Uhr auf den nemlichen Posten, mit dem Befehl, das Gespenst anzurufen, und wenn es nicht Antwort gebe, über den Haufen zu stechen oder zu schießen. Dieses Gespenst hatte sich schon

ein ganzes Jahr zum Schrecken der ganzen Stadt Nachts um zwölf Uhr in einer fürchterlichen Gestalt sehen lassen, und war mit allen Künsten nicht wegzubannen. Endlich kam die Stunde, die manchem schon den Angstschweiß ausgetrieben hatte, das Gespenst erschien, der Soldat dachte an die Spiesruthen, blieb stehen, rief an, und statt der Antwort wollte das Gespenst fort; er schlug herzhaft an und schoß, worauf das Gespenst niedersank. Der Officier und die übrige Wache eilte auf den Schuß herbey, und man fand anstatt eines Gespenstes einen verkleideten Menschen, der eine Strickleiter in der Hand hatte, und halb todt da lag. Er wurde auf der Stelle befragt, warum er diese Bosheit so lange getrieben? Kaum konnte er so viel sagen, daß er bey Nacht zu einer Weibsperson gegangen sey, zu der er nicht anders habe kommen können. Den andern Tag, als er mehr zu sich gekommen war, wurde er noch schärfer befragt, die Sache entdeckte sich vollends, und nun hatte auf einmal der Gespensterschrecken ein Ende, den der Arme zwey Tage hernach mit dem Tode bezahlen muste, indem er an seiner Wunde starb.

Vor einiger Zeit kam des Abends ein Bettler nach A**, welcher in der Gegend gar wohl bekannt war, und blieb in der warmen Schulstube, die allein offen stund, und wo niemand

wohn-

wohnte, über Nacht. Des Morgens kamen die Kinder in die Schule, fanden den hinter dem Ofen sitzenden Mann, erschraken und liefen mit starkem Geschrey davon. Dieser arme Mann war die Nacht über erfroren; die Einwohner giengen hin, fanden den Mann todt, legten ihn bey Seite, und begruben ihn noch denselben Abend, weil ihn niemand ins Haus haben wollte. In der Nacht hörte der Nachtwächter ein Pochen in dem Grabe des Bettlers, er zeigte es dem Schulze an, der ihn aber kurz abfertigte. Wie er zum zweyten mal die Stunde rief, so hörte er wieder das nemliche Getöse, worauf er gleich wieder zu dem Schulze gieng. Der Lärmen wurde im ganzen Dorfe allgemein, und da sich der Schulz nicht zu rathen wuste, so lief er des Morgens zu dem Oberamtmann in die Stadt. Kaum hatte dieser die schreckhafte Gespenstergeschichte des Schulzen gehört, als er ihn voller Wuth fortjagte, und ihn befahl, daß er augenblicklich das Grab öfnen und nach dem Manne sehen sollte. Es geschah; man fand den Bettler todt, aber ganze Stücke Fleisch im Munde, die er sich aus dem Arm gebissen hatte, vermuthlich um sich eine Ader zu öfnen und sich todt zu bluten, da er im Sarge und im Grabe sein Leben wieder spürte und keine Rettung sah. Hätte der Schulz den Beamten ein Paar Stunden früher gesprochen, so wäre der arme Mann

noch

möglich. Weil ich gar nicht zu Athem kommen konnte, so merkten es die Leute, daß mir etwas müsse wiederfahren seyn, und der Wirth fieng von selbst an, ich würde etwa in dem Walde von dem Gespenst geängstigt worden seyn. Der Wirth fuhr fort, so viele fürchterliche Sachen zu erzählen, und berief sich auf Alte und Junge, Geistliche und Weltliche, so wie ich mich selbst erinnerte, hier und da gehört zu haben; daß ich fast anfieng, Gespenster zu glauben, und ich wäre gewiß des Todes gewesen, wenn mir das alles bey dem Sarge eingefallen wäre.

Bey Anbruch des Tages ritt ich nach Haus, und legte mich zur Ruhe. Um neun Uhr kamen schon Leute aus der Stadt und vom Lande, und erzählten die Begebenheit, die mich selbst betraf, aber mit ungeheurem Zusatze; es hieß: der Teufel sey in voriger Nacht auf einem schwarzen Pferde geritten, und habe einem Manne den Hals herumgedreht, und darauf sey er mit einem abscheulichen Gestank verschwunden. Andere setzten hinzu: es wäre ein vornehmer Herr, der alles das angesehen, und der vornehme Herr war ich vermuthlich selbst. Inzwischen kam ein neuer Bote, der mich zu dem erstgedachten Patienten holte. Ich ritt des Nachmittags weg, und kam bey guter Zeit bey dem Prediger an. Hier hörte ich auch diese Geschichte, aber noch weit fürchterlicher: der Teufel, auf einem kohlschwarzen

zen Rapp, hätte eine Leiche im Walde unter der Eiche wegholen wollen; aber der Schulmeister, welcher dabey gewesen, hätte ihn mit dem Kreuz und Bäten verjagt, und er wäre mit einem garstigen Gestank verschwunden. Nun konnte ich mich nicht länger halten, da man mich sogar zum Teufel machen wollte. Ich erzählte also mein Schicksal und meinen Pelzanzug. Ganz recht, sagte der eben hinein gekommene Schulmeister, ich bin dabey gewesen, und habe die Mannschaft aus dem Dorfe bey mir gehabt, die den Todten noch in der Nacht abholen sollte, weil wir immer auf dem Fleck Streit und Händel mit den Nachbarn haben. Der Todte war auf unserer Grenze erschlagen worden. Wie wir aber den Todten in den Sarg gelegt hatten, so sahen die Männer einen schrecklich verkleideten schwarzen Mann auf einem kohlschwarzen Pferde auf uns zurennen, und alle sagten, das wäre nichts Gutes. Die Bauern liefen davon, ich allein blieb, weil ich wuste, daß ich in meinem Berufe war, aber das muß ich sagen, daß ich geglaubt habe, es sey der böse Feind. Aber hätte ich das gewust, daß es der Herr Doktor in seinem Pelzrocke wäre, so hätte ich Sie gleich angeredt, und dann wären wir und Sie aus der Angst gewesen.

Ein Beyspiel menschlicher Bosheit.

Benigna, eine in ihrem Hauswesen ordentliche und zum Wohlthun geneigte Person, lebte bey schon ziemlich heransteigenden Jahren mit ihrem noch älteren Ehegatten in einer sehr zufriedenen, aber nicht mit Leibeserben beglückten Ehe. Ihr gutes, durch kluges Haushalten erworbenes Vermögen, noch mehr ihr zur Menschenliebe durchaus gestimmtes Herz, bewog sie, ihres Bruders hülfsbedürftige Tochter in ihr Haus, ja sogar an Kindes Stelle aufzunehmen, und selten hat wol eine Mutter gegen ihr Kind mehr Treue und Rechtschaffenheit, Sorgfalt und Güte blicken lassen, als Benigna gegen ihre Tochter, welcher wir den Namen Hydra geben wollen.

Ein halbes Wunder bleibt es uns, wie eine Person, welcher es nicht an einer weisen und frommen Erziehung gefehlt hat, zu dem außerordentlichen Grade der Bosheit in ihren jungen Jahren gelangen konnte, als diese Hydra in ihrem Betragen verrathen hat.

Uneingedenk der Wohlthaten ihrer liebreichen Pflegemutter, bey angenommenem Schein der Ehrfurcht, Zärtlichkeit des kindlichen Gehorsams, faßte ihr boshaftes Herz den Entschluß, diese Person, von der ihr Glück und ihre Wohlfahrt abhieng, grausam zu ermorden.

Gäben die gerichtlichen Akten auch nur eine Spur zu erkennen, daß die fromme Matrone ihr dazu Anlaß gegeben, so wäre doch etwas, das man zu ihrer Entschuldigung anwenden könnte; allein auch nicht das Geringste konnte sie zu diesem satanischen Vorsatze reizen. Blos die Alte, wie sie ihre Tante zu nennen pflegte, lebte ihr zu lange, sie glaubte durch ihren Tod zu dem Besitz ihrer Güter zu gelangen, indem der abgelebte Mann sein höchstes Ziel des Lebens bereits erreicht hatte. Alsdann aber sah sie, ihrem Wahne nach, der glücklichsten Heirath entgegen, und so verblendet, stählte sie ihr Herz, ihre Tante dem schrecklichsten Tode aufzuopfern.

Die häuslichen Umstände hatten es dergestalt gefügt, daß Hydra mit dem Dienstmädchen ihrer Wohlthäterin, die Natante hieß, in einer Kammer und in einem Bette schlief. Anstatt daß sonst Dienstboten wegen Mangel guter Erziehung den Kindern des Hauses für ihren moralischen Charakter pflegen gefährlich zu seyn, so war es hier vielmehr die sorgfältig erzogene Hydra einen unschuldigen und gutdenkenden Mädchen. Sie hatte einmal beschlossen, daß die Alte sterben sollte; aber selbst wollte sie nicht Hand an sie legen; daher brauchte sie Mittelspersonen, ihren verfluchten Anschlag ins Werk zu setzen. Weil sie nun mit Natante auf einen sehr vertraulichen Fuß lebte, so wählte sie diese

zum

zum Werkzeuge ihres blutdürstigen Vorhabens; aber sie fand, welches sie wol nicht gedacht hatte, bey ihr großen Widerstand.

Als sie sich ihr zum erstenmal entdeckte, brauchte sie den Ausdruck: unser Herr Gott läßt so viel brave Leute sterben; die Alte aber will der Teufel niemals holen, und setzte hinzu: wenn ich sie nur hätte, wo ich sie haben wollte, ich wollte bald mit ihr fertig werden.

Schauerndes Entsetzen über diese Aeußerungen überfiel das damals noch unschuldige Herz der Natante. Religion, Gewissen, Gefühl der Menschlichkeit ließen sie nicht dahin kommen, diesem teuflischen Gedanken ihren Beyfall zu schenken. Sind Sie nicht klug? sprach sie, was fehlt Ihnen? Um Gottes willen, welche abscheuliche Gedanken! Aber die Undankbare blieb dabey, daß es ihr wahrer Ernst sey; nach gerade wäre es Zeit, daß die Alte aus der Welt geschafft würde; sie verlange weiter nichts von ihr, als reinen Mund zu halten. Ihre Vertraute versprach ihr solches, ermahnte sie aber zugleich, so blutgierige Gedanken zu unterdrücken, und Gott zu bitten, daß er sie nie in diese gefährliche Versuchung kommen lasse. — Ein lautes Gelächter war die ganze Antwort dieser verstockten Seele. Anstatt ihren Vorsatz aufzugeben, sann sie darauf, sich eine Gehülfin

zu schaffen, welche sich für ihre Absichten besser schickte.

Ohnweit von der Wohnung der Benigna diente bey einem Bürger eine Magd, welche sie im Verdacht hatte, daß sie an einem gewissen in ihrem Hause begangenen Diebstahl schuldig sey. Dies schien der Hydra eine günstige Gelegenheit, ihr Vertrauen und ihren Beystand zu gewinnen, zumal da man es ihr wohl ansehen konnte, daß sie Bosheit und Irreligion genug besaß, sich als ein Werkzeug zur Ausführung ihres Plans brauchen zu lassen. Um sie also auf ihre Seite zu ziehen, entdeckte sie ihr den auf sie geworfenen Argwohn ihrer Tante, mit einer Art von Mißbilligung, und mit dem Zusatz: wie dieselbe damit umgieng, ihr durch einen Teufelsbanner ein Auge ausstechen zu lassen. Gewiß, fuhr sie fort, es ist mit der Alten nicht mehr auszustehen.

Was wirkt der Aberglaube nicht auf ein anklagendes Gewissen! So wie sie der Hydra für diese Nachricht dankte, entbrannte sie von Haß und Rachbegierde gegen Benigna, billigte ihr Urtheil, daß es am besten sey, sie je eher je lieber auf die Seite zu schaffen, und setzte hinzu: wenn ich die Alte nur hätte, wo ich sie haben wollte, ich wollte bald mit ihr fertig werden.

Nun war die erste Anlage fertig, und es fehlte nur am ausführlichen Entwurf, wie die That mit völliger Sicherheit sollte vollführt werden. Das sahen beyde ein, wie schwer es seyn würde, wenn man die Natante nicht mit in das Komplot ziehen könnte. Da nun derselben zärtliches Gewissen im Wege stund, so übernahm es die Dienstmagd, welche wir Medusa nennen wollen, einen Anfall auf dasselbe zu wagen. Sobald sie also Gelegenheit hatte, sich mit ihr zu unterreden, bemühte sie sich, das Laster als eine gleichgültige Sache zu schildern, und über Gewissensvorwürfe und Religiosität ihr Gespötte zu treiben. Hydra auf der andern Seite verdoppelte ihre Liebkosungen, und begleitete sie mit Lobsprüchen und Geschenken, und da sie beysammen in einem Bette schliefen, so fehlte es ihr nicht an Gelegenheit, nach und nach den natürlichen Abscheu gegen das Laster bey ihr zu ersticken, und ihr warnendes Gewissen immer mehr einzuschläfern, bis sie den Zeitpunkt sah, sie nochmals um Beystand bey ihrem für sie beyde so vortheilhaften Vorhaben anzusprechen; denn große Verheißungen musten ihren Vorstellungen das stärkste Gewicht geben.

Eine geheime Sorge erfüllt unser Herz, wenn wir die Lage dieses jungen unerfahrenen Mädchens von siebenzehn Jahren bedenken; und der Ausgang lehrte, daß das unbefestigte Herz

des Menschen wie Wachs ist, welches bey einer jeglichen Wärme allen Eindrücken nachgiebt. — Sie ward überwunden, sie gab nach, sie ließ sich durch glatte Worte fangen, in den entworfenen Plan der Hydra zu willigen.

Dieser bestand darin, den Tod der guten Benigna so zu veranstalten, daß er einem ungefähren Zufall ähnlich sähe, und sie selbst davon, so weit als möglich, entfernt bliebe. Zu dem Ende ersann ihre Bosheit folgende List: es hatte ihre Tante auf einem Seitengebäude ein Zimmer, darin sie alle Bedürfnisse ihrer Haushaltung bewahrte, und zu welchem eine Wendeltreppe führte. Diese Wendeltreppe sollte ihr den Tod bereiten, so daß das junge Mädchen, wenn sie dieselbe begleiten würde, sie von derselben hinunterstieße, und die Medusa, unten an der Treppe, ihrer mit einem Prügel erwartete, ihr durch einen Schlag auf den Kopf den letzten Rest zu geben; denn solche Wunde, die davon zurück bliebe, könnte immer durch den Fall erklärt werden.

Fein war, dem ersten Anschein nach, dieser boshafte Anschlag, und daher reizend genug, den Beyfall der andern beyden Dirnen zu erhalten. Sie bestimmten sogleich Zeit und Stunde, da er sollte ins Werk gesetzt werden. —

Nun war er da, der schreckliche Augenblick. — Hydra gieng zu ihrer Tante, und bat sie

sie um Flachs zum Spinnen, worauf sie sich sogleich wieder in ihr Zimmer verfügte. Benigna rief also die Natante, mit ihr zu gehen und ihr zu leuchten; mittlerweile war die Medusa schon ins Haus gelassen. Als nun die alte Frau wieder herunter gieng, stellte sich Natante abgeredtermaßen, als ob sie eine Stufe verfehlte, und fiel der Frau in den Rücken; vielleicht aber erlaubte der innere Aufruhr ihrer Seele nicht, es mit so viel Gewalt zu thun, als nöthig war. Anstatt also, daß Benigna fallen sollte, hielt sie sich am Geländer und schrie, worauf Medusa davon lief, und sich durch die für sie offen gelassene Hausthüre ganz still entfernte.

Ein heftiger Schrecken war alles, was Benigna bey diesem Vorfall erlitt, und sie erzählte der Hydra, welche still in der Wohnstube sitzen geblieben war, was ihr begegnet sey. Diese, mit verstellter Bestürzung, schalt auf die Natante mit vieler Heftigkeit, daß sie so unvorsichtig gewesen. Wie leicht, sprach sie, hätte dieses der einzigen Stütze meines Lebens das Leben kosten können! In solchem angenommenen Affekt lief sie nach der Apotheke, und holte der erschrockenen Benigna ein Pulver, welches sie ihr selbst eingab, und ihre falschen Liebkosungen begleitete sie mit einem erlogenen Mitleiden.

Allein was war es? Sie schärfte ihre Zunge wie eine Schlange, und Otterngift war

unter ihren Lippen. Sobald sie mit Natante auf ihre Schlafkammer kam, so warf sie ihr ihre Dummheit und Zaghaftigkeit vor, und erklärte, daß die Alte aus der Welt sollte, es möchte kommen, wie es wollte. Hätte der Teufel ihr hier etwas in den Weg geworfen, so müste sie auf ein anderes Mittel sinnen.

Das unter der Empörung eines strafenden Gewissens jetzt bestürmte junge Mädchen fieng an zu weinen, bezeugte ihre Reue über den Schritt, wozu sie sich bereits hatte verführen lassen, und bat die Hydra wehmütigst, von ihrem abscheulichen Vorhaben abzustehen, wenigstens ihrer zu schonen, da sie sich unmöglich noch einmal entschließen könnte, ihre Hände mit unschuldigem Blut, mit dem Blut ihrer Wohlthäterin zu beflecken.

O, sprach Hydra, mit einem hämischen Gelächter: nun, feige Seele, ist es zu spät, dich von deiner Verbindung los zu machen. Du hast dich einmal brauchen lassen, die Alte umzubringen, nun sollst du schon das Ende abwarten, und was fürchtest du? Der Ausgang wird dir die kleine Angst reichlich ersetzen. — Des andern Tages gab sie ihr ein abgelegtes Kleidungsstück, und dieses sowol, als ihre glatten Worte, betrogen das aufrührische, schwankende Herz der bestürmten Natante aufs neue, daß sie einem wiederholten Blutrathe beywohnte.

In diesem ward beschlossen, die Matrone des Morgens, ehe sie erwachte, im Bette zu erdrosseln; denn sie schlief neben der Wohnstube in einer Kammer allein. Das gottlose Stück Arbeit sollten die beyden Dirnen wiederum allein verrichten, ohne daß Hydra dabey wäre. Es schien ihr aber, als wenn sie sich nicht Geschick genug zutraueten, dies Kunststück der schwärzesten Bosheit auszuführen; daher übernahm die geschäftige Hydra selbst die Mühe, ihre Mithelferinnen zu unterrichten, wie sie mit leichter Manier jemanden einen Strick um den Hals werfen, ihn erdrosseln und das Genick umdrehen könnten. Um ihnen solches recht praktisch zu zeigen, machte sie selbst mit dem dazu schon angeschafften Strick an der Natante die Probe. Sie muste sich aufs Bett legen, und Hydra hatte mit der größten Behendigkeit den Strick um ihren Hals, bis zum Anziehen, herumgeschlungen. Dies muste die Medusa ihr sogleich nachmachen, und damit beyde darin eine Fertigkeit erlangten, legte sie sich selbst aufs Bett, lies die Probe etlichemal an ihrem Halse wiederholen, zeigte dabey sorgfältig die begangenen Fehler, und endlich glaubte sie gewiß, daß ihre Unterwiesenen vom Anfange der Mordkunst genug würden begriffen haben.

Auf diese Vorbereitung ward nun Tag und Stunde dieser schwarzen That vestgesetzt, und

wie

wie sie erschienen war, erwarteten die beyden Mägde ihre Anführerin. Diese gebot ihnen, mit leisen Schritten durch die Wohnstube nach der Schlafkammer der Benigna zu gehen, und sich nun als wohl unterwiesene Lehrlinge zu zeigen. Sie selbst wollte vor der Wohnstube den Ausgang erwarten.

Gott! sollte ihr das Herz nicht geschlagen haben? Ja, es schlug; aber blos für schäumendem Blutdurst, blos für Verlangen, bald das Röcheln ihrer sterbenden Wohlthäterin zu hören, und das Ziel ihrer Wünsche zu sehen. Schmachtend sah sie also dem leisen Tritt ihrer Werkzeuge nach. Aber wie ein Wanderer von einer Höhle zurück bebt, worin er das Brüllen eines Löwen hört, so flohen die Mägde von der Kammerthür zurück, und jagten angstvoll die Hydra von ihrem genommenen Standort. Denn Benigna war eben schon aufgewacht, als Hydra die Mörderinnen zu ihrer Kammer führte. Sie hörte genau die Tritte der Bösewichter, und rief mit lauter Stimme, wer vor der Kammerthüre wäre? Plötzlich überfiel die Mörderinnen das Schrecken der Hölle. Die fremde Magd floh aus dem Hause, und Hydra legte sich geschwind mit Natante in ihr Bett.

Nichts weiter, als die Besorgniß, daß das Geräusch von Dieben entstanden sey, bewog die Matrone aufzustehen, ein Licht anzuzünden, und nach

nach der Schlafkammer der beyden Personen hinzugehen. Diese stellten sich an, als wenn sie aus dem tiefsten Schlaf erwachten; sie befahl ihnen aufzustehen, und das Haus zu durchsuchen, ob sich jemand darin versteckt hätte, oder bereits ein Diebstahl geschehen sey.

Man wird die Antwort leicht von selbst errathen. Es wurde nichts gefunden, alles für eine leere Einbildung erklärt, oder einer Katze zugeschrieben, worauf alles wieder zur Ruhe eilte. Man kann aber leicht denken, wie sehr willkommen Natante der Hydra in ihrer Schlafkammer gewesen sey. Die grausamsten Flüche eines für Wuth schäumenden Herzens wurden über das Mädchen, und fürchterliche Drohungen wider das Leben der Unschuldigsten ausgestoßen. Natante wagte es nicht, ihr zu widersprechen, zufrieden, daß Hydra sie selbst nicht erwürgte, und ihre fernere Dienste nur annahm.

Des Morgens gieng die Grausame nach der Wohnstube ihrer Tante, und traf sie bey häuslicher Arbeit an. — Sehr zärtlich küßte sie ihr mehrmals die wohlthätigen Hände, erkundigte sich nach ihrem Befinden, und mit Thränen in den Augen versicherte sie, daß sie sich von dem Schrecken, den dieser Vorfall ihr verursacht hätte, noch nicht erholen könnte. — Wenn Sie erlauben, setzte sie hinzu, so will ich mein

mein Bett in Ihre Kammer stellen, damit Sie doch jemand bey der Hand haben, wenn Ihnen etwas zustößt. — Allein Benigna wollte dieses, vielleicht aus innerer Ahndung, nicht gestatten, und Hydra verlor dadurch das leichteste Mittel, das schon angehäufte Maaß ihrer Bosheit voll zu machen.

Sollte dieses Ungeheuer nun nach zwey vergeblich unternommenen Versuchen nicht endlich einmal müde geworden seyn, auf neue Ränke zu sinnen? — Nein, so wie der Blutdurst der Hydra immer größer wurde, wuchs auch ihre Blindheit. Der erste Versuch schien sehr listig zu seyn, allein welche Dummheit, zu glauben, daß er verborgen geblieben wäre, wenn die Frau auf diese Art umgekommen wäre! Ohne Zweifel würde doch Natante befragt worden seyn, wie es zugegangen wäre? und was würde die, gefoltert von einem noch damals wachenden Gewissen, gesagt haben? Der zweyte Versuch verrieth schon eine größere Verblendung. Sollte man das nicht haben sehen können, wenn jemand erdrosselt worden? Würde man auf jemand anders, als die eigenen Hausgenossen, verfallen seyn? Aber wo blieb da das Nachdenken? Was für Sicherheit war da, als Hydra den dritten Plan entwarf? — Dicke Blindheit stellte sie an den Abgrund, der sie verschlingen sollte, und sie wurde so dreiste, daß sie keine

Ge-

Gefahr erblickte, wo man mit Nachsinnen sie nicht größer hätte veranstalten können.

Die letzte Zusammenkunft, welche die Verbundenen unter einander hielten, brachte den dritten Plan zu Stande, und giebt einen Beweis von der wachsenden Bosheit eines Herzens, welches einmal verblendet ist. Die Erzählung der Ausführung desselben wird ihn unsern Lesern entwickeln; doch müssen wir vorher noch bemerken, was die Eröfnung dieses Plans in den Herzen der Natante und der Medusa für Wirkungen hervorgebracht habe. Letztere, so beherzt und boshaft sie auch immer war, schien sich dafür zu entsetzen. Doch die Versprechung einer großen und unfehlbaren Belohnung überwand sie bald, daß sie ihre Einwilligung gab. Natante hingegen war anfangs gar nicht zu bewegen. Schaudern überfiel sie, als das Abscheuliche der zugemutheten Verrichtung ihrem Gewissen sich darstellte. Voll Reue wegen des schon Begangenen bat sie die Unholde mit Thränen, sie zu verschonen, ein Werkzeug bey der Ermordung einer alten Frau zu werden, welche sie nie beleidigt, aber beyden unzählig viel Gutes gethan hätte. Dieser sichtbare Abscheu, welches sie gegen ein so verruchtes Unternehmen äußerte, machte sogar die Medusa, nach schon gegebenen Beyfall, wieder wankelmüthig. Der Medusa gieng es durchs Herz, als Natante

sag-

sagte: wenn wir auch den Händen der Obrigkeit entgehen, so ist doch noch ein Gott im Himmel, der es sieht, und uns finden, und uns mit ewigen Strafen züchtigen kann. Man glaube aber nicht, daß Hydra dadurch gerührt worden sey. Aufgebracht schalt sie beyder Untreue, spottete ihrer Zaghaftigkeit, blendete sie durch große Versprechungen, und legte beyden, durch Ueberreichung eines Stück Geldes, goldne Fesseln an, wobey sie arglistig erzählte, daß sie ein katholischer Mann versichert hätte: eine ohnedem alte und so böse Frau umzubringen wäre nicht Sünde, und wäre auch dieses, so dürfte man es nur einem Pater beichten, welcher Macht hätte, alles zu vergeben.

Man sollte es beynahe nicht glauben, daß Ueberredungsgründe von so läppischer Art etwas hätten fruchten können; wer aber der Sünde erst einen Finger breit Raum gegeben, den reißt sie bald, wie ein Mühlrad, in die Fluthen. Die Betrogenen wankten, fiengen an nachzugeben, und endlich erklärten sie sich, ihrem Vorschlag getreu nachzukommen.

Nun vertheilte Hydra mit größter Beflissenheit die Rollen ihres Trauerspiels. Der Mord sollte im Keller geschehen, welcher durch eine Thüre von einem andern abgesondert war, der eine Oefnung nach der Straße hätte. Medusa sollte

sollte ein scharfes Beil, das Hydra ihr geben wollte, nehmen, Natante hingegen einen Schlägel; sie wollte es veranstalten, daß Benigna zu einer gewissen, ihnen bekannt zu machenden Stunde allein in den Keller käme, und in den zweyten gehen müste; wenn sie nun die Thüre zu demselben aufschließen wollte, sollte ihr die eine mit dem Beil den Kopf zerspalten, die andere aber mit dem Schlägel zur Hand seyn, um ihr den völligen Rest zu geben. Zu dem Ende wies sie beyden ihren Standort hinter einem großen Weinfaß an, welches nah an der zweyten Kellerthür stund, und alles schien den beyden Verschwornen wohl ausgesonnen und leicht zu seyn.

Nun kam es darauf an, es zu veranstalten, daß Benigna zu einer bestimmten Stunde in den zweyten Keller gehen muste. Das wuste die Hydra gleich den folgenden Tag durch ihre Arglist auf folgende Art ins Werk zu richten:

Die alte Frau hatte, als eine ordentliche Wirthin, einige kleine Tonnen Butter im zweyten Keller stehen, und war gewohnt, allemal einen Topf voll daraus zu nehmen, und in die Küche zu geben. Diesen Umstand nutzte die Hydra. Sie kam des Morgens, als der unglückliche Tag erschienen war, und sagte ihr mit verstellter Freundlichkeit, daß nur noch ein geringer Vorrath an Butter in dem Topfe sey, frag-

fragte sie dabey, ob es ihr nicht gefällig wäre, auf den Nachmittag denselben wieder zu füllen? — Ja, sagte die gute Frau, hilf mir Nachmittags um zwey Uhr nur daran denken; alsdann werde ich das Nöthige besorgen. Erlogene Liebkosungen und tückische Schmeicheleyen lockten von der Benigna noch einige Lobeserhebungen ihrer Wirthlichkeit heraus, und Hydra speisete mit ihr, voll von innigem Vergnügen, daß sie heute ihren verfluchten Zweck erreichen, und ihre Tante zum Opfer ihrer unnatürlichen Wuth und Geldbegierde machen würde.

Zu dem Ende hatte sie die Werkzeuge ihrer Bosheit, jene zwey Mägde, bereits in der Küche bestellt, auf ihre Befehle zu warten, und sie mit den Mordgewehren versehen. Sie gieng darauf mit ihnen in den vordersten Keller, und wies ihnen alle Gelegenheit, mit der Erinnerung: jetzt mehr Thätigkeit zu beweisen, als die beyden vorigenmale. — Mit einem Judaskuß sprach Hydra zu ihrer Tante: wollen wir jetzt nicht in den Keller gehen, und die Butter heraus nehmen? Gut, mein Kind, versetzte die Unschuldige, komm, wir wollen hingehen, und so giengen sie beyde zum Keller.

Kaum war das Schlachtopfer die erste Stufe hinunter gestiegen, so rief Hydra mit einer angenommenen Aengstlichkeit: ach, ich hätte

bey-

beynahe den Topf vergessen; gehen Sie nur hinunter, ich komme den Augenblick nach. Dies war eine doppelte List: denn einmal hatte sie sich es vorgenommen, bey dem Mord abwesend zu seyn, und für das andere war Herr S**, der alte würdige Greis und Ehegatte der Benigna, nach dem Essen in den Hof gegangen, um frische Luft zu schöpfen. Dieses schien ihr sehr bedenklich; denn er war dem Mordplatze zu nahe. Sie überredete ihn also in der Geschwindigkeit mit glatten Worten, sich der schädlichen Witterung zu entziehen, und in seine Stube zu gehen, die im zweyten Stocke war.

Er gieng, der alte Greis, er gieng und wuste nicht, daß jetzt ein Band getrennt werden sollte, welches er vor Gottes Augen geknüpft, und welches noch der einzige Trost seines Alters war.

Sie stieg herunter, die wohlthätige Menschenfreundin, und dachte wol nichts weniger, als daß sie zum Opfer der gräßlichsten Mordsucht bestimmt war. Jetzt schloß sie den zweyten Keller auf, und trat in desselben Thüre, als Medusa ihr den Streich mit dem Beil versetzte, aber — o du wachende, du schützende, du allenthalben gegenwärtige Vorsehung! aber der Mordstreich traf fehl, er verwundete den Hals der Unglücklichen, und der Natante Schlägel traf auch nichts mehr, als den Arm der Wehr-

losen. Erschrocken fiel sie, angstvoll rief sie: Herr Jesu! Mörder! — wer hilft mir?

Die Grausamen eilten die Kellertreppe hinauf, und erzählten der Urheberin dieses schauderhaften Auftritts den zum drittenmal vergeblich unternommenen Versuch ihrer schäumenden Blutbegierde. Angst, Schrecken, Wuth, Verzweifelung, schüchterne Blicke verstellten die satanischen Gesichter dieser drey Unholden, als einige Männer, die ins Haus traten, sie bey der Kellerthür in dieser Stellung überraschten.

Das klägliche Geschrey der Unglücklichen war durch die bereits geöfnete Thüre des zweyten Kellers, der eine Oefnung nach der Straße hatte, gedrungen, welches vielleicht nicht geschehen wäre, wenn der Mord eher versucht worden wäre, und einige Männer, die daselbst stunden, und mit einander sprachen, hatten es deutlich gehört. Nach kurzem Bedenken giengen sie in das Haus, um zu sehen, was vorgienge. Dieser Anblick setzte die Mörderinnen in noch größere Bestürzung, besonders da sich bald mehrere zu ihnen herein drängten. Zerstreuung, wilde und schüchterne Blicke, blasse Angesichter wurden die Verräther ihrer Schandthaten. Einer von den Anwesenden that gleich den Ausspruch: man lasse diese Mädchen nicht weg! Hier ist es nicht richtig — und Verstummen, Muthlosigkeit,

ver-

verbissene Angst bestätigten dies Urtheil aufs vollkommenste.

Alles lief in den Keller. Hier lag sie, die gute Benigna, von Schrecken betäubt, unvermögend, ihr Unglück zu erzählen. Man brachte sie in ihre Wohnstube, und sie gab durch Fingerzeige diejenigen zu erkennen, welche ihr häufig rinnendes Blut vergossen hatten.

Das Erste war, daß man nach einem Wundarzt lief; ein anderer begab sich fort, der Obrigkeit diesen Vorfall anzuzeigen. Ersterer fand die Verwundete, der durch die Verblutung entgangenen Kräfte und ihres hohen Alters wegen, in großer Lebensgefahr; doch angewandte Geschicklichkeit und Treue rettete ihr nach einiger Zeit das so oft in Gefahr gewesene Leben.

Man kann leicht denken, daß ein solcher Vorfall in wenigen Minuten ruchtbar geworden sey, und eine große Menge Volks ins Haus gezogen habe. Mit diesen kam auch ein Abgeordneter der Obrigkeit nebst gehöriger Wache, um die Verdächtigen ins Gefängniß zu führen. Bey Eröfnung desselben brach der verstockten Hydra und der betrogenen Natante das Herz; aber die verruchte Medusa ließ die Worte hören: es gereue sie, daß sie den alten Hund nicht gar todt geschlagen habe.

Inzwischen konnten alle drey die That nicht leugnen, alle drey waren überführt, und Hydra und Medusa wurden zum Schwerte, die Natante aber zum Staupenschlag und ewiger Landesverweisung verdammt.

Ein anderes Beyspiel dieser Art.

Ein Landmann von wenigem Vermögen, mit Namen Rhinsold, hatte sich von einem verarmten Einwohner eines gewissen Dorfs ein elendes baufälliges Haus gekauft, worin sich der Verkäufer ein Stäbchen, Zeitlebens frey darin zu wohnen, ausbedungen hatte. Seine Frau, Sibylla, war eine unruhige und zanksüchtige Seele, ein verwegenes Weib, welche alle Nachbaren kränkte, und das ganze Dorf in Unruhe setzte. Insonderheit muste ihr Mann täglich Vorwürfe hören, daß er so dumm gewesen, und den alten Kerl im Hause habe sitzen lassen, der ihr ganz unerträglich war. Der Mann ertrug sein Hauskreuz mit möglichster Geduld, die Nachbarn aber warfen einen verdienten Haß auf Sibylle, und wer wird es hier nicht glaublich finden, daß sie jedermann für eine Hexe hielt, welcher man allen Schaden, der sich im Dorfe ereignete, beymas?

Einige fürchteten sich für diesem bösen Weibe, und giengen ihr aus dem Wege. Ein gewis-

wisser Mann aber von gesetztem Wesen suchte ihr Verhalten jederzeit so zu beurtheilen, daß man sie mehr für eine lächerliche als furchtbare Kreatur ansehen muste. Als sie sich einmal unter den andern Bauernweibern ein rechtes Ansehen geben wollte, und diese hämisch verspottete, dagegen ihre Klugheit im Haushalten, ihren Fleis und Geschicklichkeit herausstrich, so nahm dieser Mann das Wort, und rieth ihr, ohne sie zu widerlegen, daß, wenn sie nichts Klügeres vorzubringen wüste, sie nur in ihrer Pracherherberge bleiben sollte. Darüber lachten alle.

Das Wort, Pracherherberge, war ein Donnerschlag für Sibyllen. Wüthend lief sie nach Haus. Wer anders, als ihr guter Mann, muste der Gegenstand ihrer Schimpfnamen und gottlosen Verwünschungen seyn? Mit Ungestüm verlangte sie, er sollte den alten Kasten niederreißen, und ihr ein neues Haus bauen, daß der alte Kerl weichen müste, um dessen willen man ihr Haus so spöttisch eine Pracherherberge genannt hätte.

Rhinsold suchte sie liebreich zu besänftigen. Frau, sprach er, wenn mir Gott das Leben fristet, und meine Umstände sich bessern, so will ich ein neues Haus aufbauen. Gedulde dich, und kehre dich nicht an andrer Leute Reden; bes-

ser in einer armseligen Hütte Brod haben, als in einem Pallaste hungern.

Ich dächte, dies wäre ganz vernünftig gesprochen; der bösen Frau schien es aber nicht so. Ein Dutzend Narren, dumme Kerls und mehr dergleichen bäurische Ehrentitel verscheuchten den Rhinsold, daß er mit verbissenem Verdrusse stillschweigend an seine Arbeit gieng; sie aber wünschte: daß der alte Kasten vom Blitz angezündet werden, und in Rauch und Feuer aufgehen möchte.

Vielleicht war dies der unselige Augenblick, in welchem sie anfieng, es im Ernst für gut zu halten, wenn ihr altes Haus abbrennen möchte. Denn da es in einer Feuer-Versicherungskasse eingeschrieben war; so wäre es ihr leicht gewesen, so viel Geld daraus zu erhalten, sich ein neues wieder aufzubauen. Es fehlte ihr weder Verwegenheit noch Arglist, eine so verruchte That zu unternehmen. Sie sann also auf einen Plan, sie dergestalt auszuführen, daß niemand einen Verdacht auf sie werfen könnte; allenfalls möchte er ihren Mann treffen, den sie nunmehr von ganzer Seele haßte.

Um ihn aber nicht argwöhnisch zu machen, hatte Sibylle den Augenblick eine andere Miene angenommen. Ihr mürrisches und stürmisches Wesen hatte sich in Sanftmuth und Freundlichkeit verwandelt. Alles, was eine zärtliche Gattin

tin thun kann, erfuhr jetzo Rhinsold, und dieser, erstaunt über sein unerwartetes und noch nie genossenes Glück, pries seinen Nachbarn ein Vergnügen an, davon er noch nie einen Begrif gehabt hätte, und auch diese sahen voll Verwunderung die Sibylle, die ehemalige Furie, in Gestalt eines guten Engels mit sich umgehen.

Mit dieser Larve deckte sich Sibylle so lange, bis sie einen Zeitpunkt ersah, der ihrem scheuslichen Vorhaben günstig schien. Ihr Mann hatte einmal eine Reise in eine benachbarte Gegend zu thun, um einen Wollhandel zu treffen, und nun konnte ihr böses Herz keinen Augenblick länger ruhen. Ihr Vorhaben sollte nun in der ersten Nacht ausgeführt werden.

Sie hatte eine Tochter, ein Mädchen von siebenzehn Jahren, welches von Jugend auf mit heftigen Kopfschmerzen geplagt gewesen war, worunter ihre Seelenkräfte ziemlich stark gelitten hatten. Noch mehr hatte vielleicht hier die sklavische Erziehung, welche ihr die Mutter gegeben hatte, dazu beygetragen; und war ihr Herz auch gut, so verdarb es diese, da sie sie zu ihrem Werkzeug machte, den Nachbarn heimlich Schaden zu thun, und ein Schelmenstück nach dem andern auszuüben, wodurch sie sich desto mehr den Namen einer Hexe zuzog, welchen sie darum so sehr nicht verabscheuete, weil sie jedermann desto mehr fürchten muste.

Dieses einfältige Mädchen sollte das Werkzeug ihrer Bosheit werden. Sie gab ihr daher, so bald die Nacht eingebrochen war, einen Feuerbrand, mit Befehl, damit auf den Boden zu gehen und ihn ins Stroh zu stecken. Um Gottes willen, Mutter, das kann ich nicht thun! ich habe gehört, daß, wer Feuer anlegt, lebendig verbrannt wird. Wie leicht kann das auskommen? Dummes Mensch! schrie die Mutter, thue, was ich dir sage, oder ich will dir den Hals umdrehen, worauf ein Paar tüchtige Ohrfeigen erfolgten. Gleichwohl bat die Tochter weinend, sie mit diesem Auftrage zu verschonen. Sie stellte ihr vor: daß ja aller Hausrath und Kleider verbrennen würden. Schweig, sprach Sibylle, thue, was ich dich heiße! Wenn der alte Kasten abbrennt, wird er auf Regiments Unkosten wieder gebaut. Geh, sage ich, oder ich werde dir auf den Buckel kommen.

Das erschrockene Mädchen, welches schon gewohnt war, ihrer Mutter blindlings zu gehorchen, trat dies traurige Geschäft an. Sie selbst sah ihr nach, und als sie merkte, daß das Stroh Feuer gefaßt hatte, befahl sie ihr, die besten Sachen zusammen zu packen, und in Sicherheit zu bringen. Indem schlug auch schon die Flamme aus dem Dache heraus.

Zu großem Glück war es so spät noch nicht, daß alle Menschen im Dorfe schliefen. Die Nachbarn liefen zusammen, und das Feuer ward ohne sonderlichen Schaden gelöschet. Man stellte den folgenden Tag zwar eine Untersuchung an; allein das Gesinde konnte sich vollkommen rechtfertigen, und an Hausfrau und Tochter zu denken, das war niemanden beygefallen.

Erboßt über dieses fehlgeschlagene Schelmenstück ward sie auf einmal wieder die böse Sibylle. Ihr Mann fand bey seiner Zurückkunft den eingefleischten Teufel wieder. Am allermeisten warf sie ihm vor, daß, so lange der alte Kerl im Hause wohne, sie weder Glück noch Segen zu hoffen hätte. Und heimlich erneuerte sie bey sich den Vorsatz, das Haus mit besserm Erfolg in Brand zu stecken. Sie bot nun alle ihre Arglist zu einer solchen Veranstaltung auf, wobey sie nichts von ihrem Hausrathe zu verlieren, ihren Mann aber zugleich zum Opfer ihrer schäumenden Rache zu machen gedachte.

Es hielten sich in dem Dorfe einige beurlaubte Soldaten auf, Leute von unbescholtenem Wandel, von welchen sie vorgab, und ihren Mann weis machte, daß diese, und keine andere, hie und da in die Häuser eingebrochen wären, und den Leuten das Ihrige gestohlen hätten. Es würde daher gut seyn, setzte sie hinzu, daß er

besten Sachen heimlich an einen Ort brächte, wo sie für Dieben sicher wären. Der belogene Tropf glaubte seinem Weibe, packte etliche Kisten voll, und fuhr sie einige Meilen weit von seinem Wohnorte zu einem seiner Anverwandten. Der gute Freund wunderte sich sehr über seine Furcht, nahm inzwischen die Sachen in Verwahrung. Als er nach Haus kam, gebot seine Frau, (denn Gebieten war ihre Sache, und Gehorchen des Mannes Pflicht,) daß er alles Zinn, Kupfer, Messing ꝛc., das im Hause war, in eine Kiste packen, und in den Garten vergraben sollte. Dies geschah den Tag vor der unglücklichen Nacht, als sie ihr Schelmenstück zur Reife zu bringen beschlossen hatte. Kurz vorher, ehe es finster wurde, sagte sie zu ihrem Manne, daß nothwendig die Viehställe diesen Abend müsten gereinigt werden, und hies ihn Schaafe und Kühe so lange bey einen etwas entlegenen Nachbar bringen. Der Mann, um den Hausfrieden zu erhalten, gehorchte ohne Widerrede, und legte sich nebst seinem Gesinde sorglos zur Ruhe. Sibylle blieb mit ihrer Tochter so lange auf, bis alles im tiefsten Schlafe lag. Hierauf gab sie dem Mädchen eine Nachtlampe, stieg mit ihr auf den Boden, nahm einen Wisch trocknes Stroh, und zündete das Haus mit einer so unseligen Fertigkeit an, daß sie sich beyde kaum retten konnten, als dasselbe schon ganz und gar in Flammen stand.

Sie selbst war es, die alles aufweckte, Lärmen machte, und ihre Nachbarn zu schleuniger Rettung herbey rief. Aber alle Hülfe war vergeblich. Nicht allein dieses Haus, sondern auch neun Bauernhöfe giengen in den Flammen verloren. Der erschrockene Rhinsold war für Angst ins Feld gelaufen, und kam den andern Tag, als das Feuer bereits gelöscht war, erst wieder zurück.

Was war billiger, als daß die Obrigkeit des Dorfs eine genaue Erkundigung einzuziehen sich bemühte, wie und durch wen dieses abermalige Feuer entstanden sey? Jedermann im Dorfe warf den Verdacht auf Rhinsolden. Man argwöhnte, daß er, um aus der Feuerkasse so viel Geld zu erhalten, um ein neues Haus bauen zu können, den alten Kasten selbst in Brand gesteckt habe. Diesen Verdacht begünstigten die Umstände, daß Rhinsold den Tag vorher, als das erste Feuer ausgekommen war, vielleicht zum Schein, weggereiset war, daß er vor dem zweyten Brande seine besten Sachen auf ein anderes Dorf gefahren, daß er, noch den Abend vor dem Ausbruch des Feuers, sein Vieh auf einen entlegenen Bauerhof in Sicherheit gebracht, daß er sich bey dem letzten Feuer entfernt hatte, ohne eine Hand ans Löschen zu legen, und, was noch dazu kam, daß er sich in einer Gesellschaft hatte verlauten lassen: wenn er nur erst ein

neues Haus hätte, es müßte ihn aber nicht viel kosten. Alle diese glaubhaften Beschuldigungen waren hinreichend, den Rhinsold ins Amthaus abzuholen, und in sichere Verwahrung nehmen zu lassen.

Nun war Sibylle so weit, als sie seyn wollte. Nichts schien ihr gewisser, als daß, wenn ihr Mann diese Beschuldigungen leugnen, oder doch auf einer andern Seite vorstellen würde, als sie bisher angesehen worden, man ihn zur peinlichen Frage bringen würde. Diese zu übernehmen und zu überstehen, wäre er zu schwächlich, dachte sie, und so hätte sie dann ihre Rache an ihm gekühlt, und könnte sich auf ein neues Haus Rechnung machen.

Gewiß würde dieses geschehen seyn, wenn sich Sibylle in ihrer Freude hätte mäßigen können.

Bey kochender Rachbegierde, ihren unschuldigen, leichtgläubigen, folgsamen, aber auch höchst einfältigen Mann, statt ihrer dem Scheiterhaufen zu überliefern, war das ihre vornehmste Sorge, den schon auf ihn geworfenen Verdacht so hoch zu treiben, daß er nicht mehr entrinnen könnte, sondern seine Banden sie für denjenigen sichern sollten, welche ihre grenzenlosen Bosheiten allein verdient hatten.

Verblendung war es schon, daß, da sie für sich allein das Haus in Brand hätte stecken können, ohne durch die Mitzuziehung ihrer Tochter die Gefahr der Entdeckung ihrer Bosheit zu vergrößern, sie dieselbe nicht nur die schändliche That mit sich vollbringen lies, sondern sie auch noch beredete, ihren eigenen Vater anzuklagen. Dieser höchste Grad der Gottlosigkeit war das Mittel, wodurch der Knoten dieses Trauerspiels aufgelößt wurde.

Sibylle gieng mit ihrer Tochter, welche sie in allem, was sie sagen sollte, genau unterrichtet hatte, zum Richter, und erbot sich, denselben etwas Wichtiges zu offenbaren. Als sie vorgelassen wurde, so lies sie sich verlauten, daß sie allerdings glauben müste, es sey niemand anders, als ihr Ehemann, an dem Unglück Schuld. Sie wüste zwar die eigentlichen Umstände nicht anzugeben, da sie vest geschlafen habe, als das Feuer ausgekommen sey; es komme ihr aber sehr bedenklich vor, daß er den Tag vorher, wider ihren Rath und Willen, noch eine Kiste mit Kupfer, Messing ꝛc. im Garten begraben hätte. Er habe es wenigstens immer gewünscht, daß der alte Kasten in Feuer und Rauch aufgehen möchte, damit er auf eine gute Art zu einem neuen gelangte. Was den ersten mißlungenen Brand beträfe, davon würde ihre Tochter die Umstände am besten erzählen können.

Diese entdeckte, daß ihr Vater, welcher damals verreiset sey gewesen, um Mitternacht nach Haus gekommen und angeklopft habe. Ihre Mutter habe damals vest geschlafen, sie aber sey noch wachend gewesen, und deswegen hingegangen, ihn einzulassen. Sobald er sie gesehen, habe er ihr sein Vorhaben, den Kasten anzustecken, offenbart, wodurch sie in die äußerste Bestürzung gesetzt worden sey; er habe ihr aber darauf befohlen, die Lampe zu nehmen, und ihn auf den Boden zu begleiten. Sie habe das zwar nicht thun wollen, seine Schläge aber und die Drohung, sie umzubringen, hätten sie dazu vermocht, mitzugehen. Als sie beyde hinauf gekommen wären, so habe er einen in der Tasche gehabten Schwefelfaden angezündet, und ihr denselben gegeben, solchen unter das Stroh zu stecken, welches sie, aus großer Furcht vor ihm, auch gethan hätte. Ihr Vater wäre gleich darauf wieder weggegangen; sie aber hätte geschwind die Mutter und das Gesinde aufgeweckt, die dann in der größten Angst aus den Betten gesprungen wären, als mittlerweile die Nachbarn sich auch zur Hülfe und Rettung eingefunden hätten.

Das war allerliebst ausgedacht. Das Mädchen muste sich als Mithelferin einer Mordbrennerey angeben, und so war es fürs erste nöthig, dieselbe in das Gefängniß zu setzen.

Sie muste einen Umstand von des Vaters Wiederkunft erzählen, wobey die Lügen am ersten entdeckt werden konnten, wenn es zu beweisen war, wo und bey wem sich dieser Mann die ganze Nacht hindurch aufgehalten hatte. Es ward daher der Tochter ein Gefängniß angewiesen; die Mutter aber muste mit einem Gerichtsdiener nach ihrer Wohnung gehen, und die Stelle im Garten zeigen, wo das Kupfer und Messing vergraben wäre, welches beym Nachsuchen richtig befunden wurde. Sie aber blieb noch in Freyheit.

Der Richter schritt hierauf zum Verhör des Rhinsolds, und hielt ihm alle Gründe des Verdachts vor, der auf ihn gefallen war, daß er, nach Aussage seiner eigenen Tochter, das erste mal bey Nacht nach Haus gekommen sey, und das Feuer angezündet habe u. s. w. Der Mann beantwortete alle Fragen mit einer Freymüthigkeit und so gesetztem Muthe, daß man daraus schon einigermaßen auf sein gutes Gewissen schließen konnte. Insonderheit nannte er den Mann, bey welchem er, des Wollhandels wegen, sich die ganze Nacht aufgehalten hatte, welcher solches bey angestellter Nachfrage auch eidlich bekräftigte und versicherte, daß sein Gast in derselben Nacht sein Haus gar nicht verlassen habe.

Diese entdeckte Lüge der Tochter und die Aussagen anderer Zeugen bewogen den Richter, die Sibylle ebenfalls greifen und in sichere Verwahrung bringen zu lassen. Beyde Weibspersonen aber beharrten unbeweglich dabey, daß niemand anders, als Rhinsold, der Urheber des Unglücks, und daß alles, was sie von ihm ausgesagt habe, die reine Wahrheit sey.

Hier war nun nichts nöthiger, als eine Confrontation. Rhinsold und seine Tochter musten zuerst in der Gerichtsstube erscheinen. Der Richter hielt dem Angeklagten vor, was seine eigne Tochter wider ihn ausgesagt hatte. Dieser sah sie mit einer Miene an, woraus Mitleiden und Unschuld, Zärtlichkeit und gerechter Schmerz hervorstralte, und hielt ihr vor, wie es möglich sey, daß sie, als sein Fleisch und Blut, ihren redlichen Vater muthwillig in das allergrößte Unglück stürzen könne?

Da zeigte sich nun die unwiderstehliche Gewalt der Natur. Ihr Gewissen empörte sich, und ein Strohm von Thränen begleitete ihre ganz offenherzige Aussage: das alles, was sie wider ihren Vater angebracht hätte, sey nichts als Unwahrheit, er selbst sey höchst unschuldig, wobey sie den ganzen Verlauf der Sache auf das umständlichste erzählte. Nun war der Mann gerettet, und wurde sogleich in eine weit bessere Verwahrung gebracht.

Als

Als man aber Mutter und Tochter gegen einander stellte, so that die Confrontation bey der ersteren gar nicht die gewünschte Wirkung. Frechheit, Wuth und beständiges Leugnen setzte sie allem Zureden, allen augenscheinlichen Anzeigen entgegen; und eben das geschah auch, als sie ihrem Manne vorgestellt wurde. Nun war also nichts weiter übrig, als die Marter. Anfänglich suchte sie auch dieser Trotz zu bieten. Als es aber bis ans Auskleiden kam, so war alle Tollkühnheit vorbey, und sie bekannte alles auf die Art, wie wir es vorhin erzählt haben.

Rhinsold war völlig frey, Sibylle wurde lebendig verbrannt, und ihre Tochter muste bey einer zehenjährigen Zuchthausarbeit die Wahrheit begreifen lernen: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Ein Beyspiel von seltener Unerschrockenheit.

Ein General forderte in dem größten Tumult einer Schlacht von einem neben ihm stehenden Lieutenant eine Prise Toback; da dieser ihm eben die Dose hinreichte, so kam eine Kanonenkugel, und nahm des Lieutenants Kopf weg. Der General wendete sich ganz kaltblütig zu einem andern Offizier, und sagte: also werden Sie mir wol eine Prise geben müssen, weil der die Tabatiere mit sich genommen hat.

Untergang der Städte Messina, Reggio und vieler Oerter und Gegenden in Sicilien und Neapel.

Mittwochs am fünften Februar des Jahrs 1784 wurden jene, sonst von der Natur so begünstigten Gegenden, von der Natur selbst zerstört. Ein unbeschreiblich entsetzliches Erdbeben, verbunden mit einem wüthenden Sturme zu Lande und zur See, und dem schrecklichsten Donnerwetter, überfiel am gedachten Tage um 19 Uhr 5 Minuten italienischen Zeigers (7 Uhr 5 Minuten des Abends) diese Gegend. Es zog von Osten gen Westen, anfangs mit einer erschütternden, alsdann mit einer wellenmäßigen Bewegung. Die heftigen Stöße dauerten 6 Minuten lang. Aber schon am Mittage vorher hatte man zu Messina Erderschütterungen bemerkt, wodurch viele Einwohner ihre Wohnungen noch glücklicher Weise zu verlassen bewogen wurden. Doch kamen auch viele gegen Abend zurück, da man glaubte, daß die Gefahr vorüber wäre, die aber erst des Abends am größten wurde.

Mit dem alsdann einbrechenden Erdbeben und Sturm fiel ein Regen, gleich Wolkenbrüchen; Donner und Blitze folgten unaufhörlich hinter einander, und die Finsterniß glich einer egyptischen. In wenigen Minuten war die Zerstörung allgemein.

Messina war gar nicht mehr vorhanden. Von dieser großen Stadt, welche fünf Meilen in ihrem Umkreise, und außerhalb der Stadtmauern noch vier große Vorstädte und 4160 Feuerstellen hatte, an dem sogenannten Capo di Faro gelegen, an der Meerenge, welche Sicilien von Neapel trennt, und an dieser Seeseite mit schönen gleich hohen und gleich gebauten Häusern, in der Länge einer Meile, geziert, so herrlich, daß dieser Prospekt das Theater genannt wurde, und alle diese Gebäude nur einen einzigen großen Pallast vorstellten, mit vielen Denkmälern der ältern und neueren Zeiten geschmückt, mit den Schätzen des Handels und vieler großen reichen Familien versehen, von dieser Stadt, der vornehmsten Stadt in Sicilien, war nach jenen 6 Minuten nichts mehr vorhanden, als ein Theil der Citadelle, das Kapuzinerkloster und drey kleine Häuser. Was das Erdbeben stehen lies, verwüstete das Feuer und das Wasser, da das Meer an verschiedenen Orten austrat. Man hat überhaupt 32 heftige Stöße des Erdbebens gezählt.

Von der Anzahl der Einwohner von Messina, die man auf 18000 schätzte, und die alle ihrer Güter und Wohnungen beraubt wurden, sind von denen, die sich gegen Abend wieder in die Stadt wagten, oder darin geblieben

waren, nach einigen Berichten 5000, nach andern 12000 umgekommen.

Nicht allein Messina, sondern das jenseitige Süd-Calabrien, ist auch von diesem Erdbeben ganz verwüstet worden. Von 375 Städten und Dörfern, die diese Provinz enthält, hat 320 das Unglück betroffen, und 130 davon sind völlig zerstört, die übrigen zum Theil, oder größtentheils, verwüstet. Die berühmte und reiche Stadt Reggio, der Sitz eines königlichen Guberniums und eines Erzbißthums, ist völlig untergegangen. Ein großer Strich Landes, der siebenzig Meilen in die Länge begreift, und zwanzig in die Breite, ist ganz verwüstet, und seine ganze Gestalt verändert worden. Ganz Nieder-Calabrien war wie zerrissen und voller Feuerschlünde. Viele Berge sind geborsten, andere haben ihre Gestalt verändert. Ein königlicher Courier zählte auf dem Wege nach Reggio über 800 Leichen, die an der Küste zerstreut lagen. Einige hundert schwammen in der See, welche bey dem Erdbeben austrat, und die Küsten mit solcher reißenden Gewalt überschwemmte, daß die dahin Geflüchteten alle umkamen. Es sollen überhaupt ohngefähr 60,000 Menschen dabey umgekommen seyn.

Die übrig gebliebenen drückte Hunger, Mangel und Elend. Der Magistrat von Messina

sina stellte in einer an den König abgelassenen Bittschrift die Noth als unbeschreiblich vor, da alle Gebäude eingestürzt, und kein Brod und keine Mühlen vorhanden wären. Er bat vor allen Dingen um Becker und um Zimmerleute, damit die unglückliche Menge nur Dächer und Brod erhielten.

Nach dem entsetzlichen Einbruche am 5ten Februar dauerte das Erdbeben an den Küsten mit wiederholten Stößen noch bis zum 19ten Februar fort. Auch in den drey folgenden Monaten verspürte man noch Stöße. Ein deutscher Kaufmann, der diese Schauplätze des Elends gesehen, schrieb unter andern: „das ganze Ufer, wo wir vorbey fuhren, sah so zerrissen aus, wie die Elbe oder die Ostsee, wenn das Eis bricht.“ Der Magistrat von Messina sagte selbst in seiner Bittschrift an den König, daß ganz Messina in einen Steinhaufen verwandelt sey, und alle Gebäude ohne Ausnahme zu Grunde gerichtet seyn. Es mangelte nicht nur an Brod, sondern auch an Wasser, da der Lauf der Flüsse und der Gewässer sich ganz verändert hatte, und die meisten Quellen und Flüsse vertrocknet und verschüttet waren. Man fand auf viele Meilen weit in jener sonst mit 300 Städten, Dörfern und herrlichen Landgütern gezierten Gegend keinen lebendigen Menschen.

 Den

Den gesammten Betrag einer solchen Verwüstung wird man niemals ganz genau angeben können. Er ist größer, als angegeben werden kann. Die Menge der untergegangenen und angefüllten Magazine von Oel, Seide, Getraide, Wein und von andern schönen Produkten dieses Landes, die Schätze, Reichthümer, Kostbarkeiten der Privatpersonen, die großen Waarenlager in Messina — wer kann von allem diesem den Betrag angeben?

Von dem großen Handel und der Wichtigkeit, blos der inländischen Produkte von Messina, zeugt eine genaue Berechnung, nach welcher allein die von Messina ausgehenden mannigfaltigen Arten von Citronen, Limonen und Pomeranzen jährlich über 316,000 Livre eingebracht haben, außer den eingesalzenen und als Saft und Oel ausgeführten Limonen, welche in der Gegend von Messina am besten in der ganzen Welt gerathen.

Dies Unglück traf eben Messina zu einer Zeit, da die Regierung zu Neapel und der König die besten Maasregeln ergriffen hatten, den Handels- und Bevölkerungswohlstand dieser Stadt, die schon für einen Freyhafen erklärt war, zu vermehren. Der Vice-König von Sicilien, Marquis von Carraccioli, war eben im Begriffe, von Palermo, in welcher Stadt man nur drey leich-

leichte Erderschütterungen erfahren hat, nach Messina zu reisen, und im Monate April wollte der König selbst dahin kommen, um mit höchster Autorität eine Menge der schönsten neuen Verordnungen und Verbesserungen, zur Vermehrung des Glücks der Stadt, ins Werk zu setzen.

Desto lebhafter wurde der König durch die Nachricht von diesem Unglück gerührt, und mit Thränen in den Augen, die seinem empfindsamen Herzen die größte Ehre machten, gab er Befehle, und machte Anstalten, die Unglücklichen mit Brod, Geld und allen Nothwendigkeiten zu versehen. Bald hernach wurde eine eigene Commission ernannt, welche sich nach Messina und nach den andern verunglückten Oertern begeben, und deren Unterstützung besorgen muste.

Die Königin befand sich eben im Schauspielhause, als die erschreckliche Nachricht einlief. Sie wurde ihr auf eine unvorsichtege Weise und so hastig gebracht, daß sie in Ohnmacht sank. Diese gütige Prinzessin hat selbst ihre Juwelen zur Hülfsleistung der Verunglückten angeboten.

Einige Anekdoten von dem Russischen Kaiser, Peter dem Großen.

Peter der Große, der alle Fabriken und Werkstätte fleißig besuchte, und den Arbeitern

Lust und Muth machte, kam auch öfters auf die Eisenwerke zu Istia. Daselbst hat er einmal vier Wochen lang das dasige mineralische Wasser getrunken, und nebst seinen täglichen Staatsgeschäften sich nicht nur damit beschäftigt, alles auf das sorgfältigste zu untersuchen und zu lernen, sondern auch bey dem Schmelzen und Schmieden selbst Hand an das Werk zu legen, und das Stangenschmieden zu lernen. Nachdem er es nun begriffen hatte, und an einem der letzten Tage seines dasigen Aufenthalts allein 720 Pfund verfertigt, und jede Stange mit seinem Stempel bezeichnet hatte, wobey sein Gefolge von Hofjunkern Kohlen tragen, das Feuer anschürren, die Blasbälge ziehen und dergleichen Arbeiten neben Sr. Majestät verrichten musten; so kam er etliche Tage darauf zum Besitzer der Werke nach Moscau, lobte seine Anstalten auf den Werken, und fragte, was ein Meister daselbst im Stückwerk für das Pfund geschmiedeten Stangeneisens (welches 40 Pfund sind) bekäme? Drey Kopeken, antwortete er. Nun gut! versetzte der Kaiser, so habe ich auch 18 Kopeken verdient und zu fordern. Jener gieng sogleich nach seinem Geldkasten, und holte 18 Dukaten, zählte sie dem Kaiser dar, und sagte: einem solchen Arbeiter, wie Euer Majestät sind, kann man für das Pfund nicht weniger bezahlen. Aber Peter schob sie zurück und sprach: nimm

dei-

deine Dukaten; ich habe nicht besser gearbeitet, als die andern Meister, bezahle mir das Gewöhnliche, was du den andern Meistern bezahlst, dafür will ich mir ein Paar neue Schuhe kaufen, die ich jetzt eben nöthig habe. Zugleich wies Se. Majestät Dero schon einmal gesohlte, und nun wieder durchgebrochene Schuhe, nahm die 18 Kopeken an, fuhr nach den Buden, und kaufte sich wirklich ein Paar neue Schuhe dafür, die er auch an seinen Füßen oft in Gesellschaften zu zeigen, und zu sagen pflegte: die habe ich mir selbst mit harter Händearbeit verdient.

Dessen Sparsamkeit in der Kleidung.

Bey einer zufälligen Unterredung über die Sparsamkeit und unnöthige Ausgaben zeigte einst der große Monarch des Russischen Reichs die geflickten wollenen Strümpfe, die er anhatte, und wovon noch ein Paar bey seinen übrigen Kleidungsstücken in der akademischen Kunstkammer zu Petersburg verwahrt wird. Einer von der Gesellschaft sagte darauf: Se. Majestät könnten auch wol ungeflickte Strümpfe tragen. Warum sollte ich Strümpfe wegwerfen, die ich noch wol ein Jahrlang tragen kann, wenn sie geflickt sind? Mit Lachen antwortete der andere: damit die wollene Strumpffabrik mehr Strümpfe absetzt. O, sprach der Kaiser, noch

liefert sie lange nicht so viel, als, ohne Absicht auf mich, im Lande nöthig sind, so daß noch immer aus der Fremde eingeführt werden müssen: sollte sie einst mehr liefern können, als im Reiche verbraucht werden; so will ich ihr schon Gelegenheit schaffen, ihren Ueberfluß an die Nachbarn abzusetzen, und noch weiter zu verschiffen, und dafür Geld oder andere unentbehrliche Waaren ins Land zu bringen.

Eine merkwürdige Geschichte von einem Hunde.

Ein aus Frankreich wegen der Religion geflüchteter Landmann, Namens Lefevre, wohnte in Amerika an einem Gebirge, wo sich viele wilde Thiere aufhalten. Eines Tages wurde das jüngste seiner Kinder, ein Knabe von vier Jahren, plötzlich im Hause vermißt. Es wurde lange an einem Flusse, auf dem Felde und bey den Nachbarn gesucht, aber vergebens. Die Eltern waren untröstlich. Alles begab sich nun nach dem Walde. Tausendmal rief die Mutter: Derik! mein Derik! wo bist du? O Derik! antworte doch deiner Mutter, wenn du noch lebst!

Ein trauriges Echo wiederholte die Klagen der Mutter, und das Geheul der Affen verdoppelte die schauervollen Stimmen. Indessen war ein mit Pelzwerk beladener Wilder in das Haus

der

der Colonisten gekommen, um sich ein wenig auszuruhen. Da er niemand, als eine alte Negerin, antraf, so fragte er: wo ist der Herr des Hauses? Ach! sagte die Alte, er hat seinen kleinen Derik verloren. Alles ist fort, und sucht ihn.

Geschwind blase ins Horn, rief der Wilde, damit dein Herr zurückkomme. Ich will ihm seinen Derik wiederschaffen.

Es geschah. Der Vater kam zurück, in der Meynung: Derik sey wieder da. Nein, sprach der Wilde, noch ist er nicht da; aber bald sollst du ihn wieder haben. Geschwind gieb mir die Schuhe und Strümpfe, die dein Kind das letztemal getragen hat.

Und nun gab er diese Schuhe und Strümpfe seinem Hunde zu beriechen. Hierauf machte er einen weiten Zirkel um das Haus, wenigstens von einer halben Stunde, wobey er seinen Hund überall, wo er gieng, die Erde beriechen lies. Noch war der Zirkel nicht ganz fertig, als der Hund auf einmal laut zu bellen anfieng: das Zeichen, daß er auf des Kindes Spur gekommen war.

Der Hund folgte nun, immer mit der Nase auf der Erde und mit lautem Bellen, der Spur, und stürzte sich sogleich in das Dickicht des Gebüsches. Eine halbe Stunde nachher kam

er zurück, aber mit ganz andern Geberden, als vorher. Er wedelte frölich um seinen Herrn, und stieß ihn immer an, daß er ihm folgen sollte, ein sicherer Beweis, daß er das Kind gefunden habe. Ob es aber noch lebte? das war eine andere Frage.

Der Wilde folgte seinem Hunde, der ihn mitten im Walde unter einen großen Baum führte, wo das Kind in einer Entkräftung lag, die dem Tode ähnlich war. Es hatte sich in dem dicken Gebüsche verirrt, und nicht wieder heraus finden können.

Der Wilde nahm es zärtlich in seine Arme, und eilte, es der Gesellschaft entgegen zu tragen, die ihm nicht so geschwind hatte folgen können. Kein Anblick ist rührender, als wie ihm Vater und Mutter entgegen liefen, und den verlornen Sohn aus seinen Händen empfiengen. Hierauf fielen sie dem Wilden um den Hals, und hernach kam auch die Reihe der danksagenden Liebkosungen an den treuen Hund. Aber dieses Thier, eben so demüthig, wie sein Herr, schien hierüber ganz verwirrt und beschämt zu seyn, und kroch immer seinem Herrn zwischen die Füße, als wenn er was verbrochen hätte.

Vollkommen wurde die Freude, als Derik die Augen öfnete, und sich wieder erholte.

Was

Was die Einbildung vermag.

Vor mehreren Jahren war an einem gewissen Orte auf einer kleinen Universität ein Arzt, der sich gern in Aufnahme bringen, und den Unerfahrenen vorspiegeln wollte, daß er mehr, als seine gewöhnliche Kunst, verstünde; kurz, daß er in die Zukunft sehen und prophezeien könne, wie es mit seinen Kranken werden würde.

Ein Student, dessen Vater nicht weit von dem Orte krank lag, fragte ihn um Rath. Er gab ihm einen Zettel, folgenden Inhalts: „Diesmal wird der Kranke gewiß aufkommen, aber nach drey Jahren an dem und dem Tage, in der Stunde wird er sterben."

So wie der Zettel ankam, erholte sich der Mann, ward gesund, und dachte: nun hast du doch wenigstens noch drey Jahre zu leben. Was würkte hier vorzüglich zu seiner Genesung? Die Einbildung.

Je näher aber der vorausgesetzte Todestermin kam, desto ängstlicher wurde der Mann, so daß er in der letzten Woche wirklich todtkrank wurde, und sein Ende erwartete. Was machte ihn krank? Die Furcht und Einbildung.

Tags zuvor, vor dem eigentlichen Todestag, reiste der Sohn wieder zu dem Arzt, und meldete ihm seines Vaters Zustand. Die drey

Jah-

Jahre wären um, sprach er; es wäre alles richtig eingetroffen, sein Vater läge am Letzten. Der Arzt konnte sich erst auf den Vorfall nicht wieder besinnen. Endlich fiels ihm ein, und er schrieb folgenden Zettel:

Nimmermehr hätte ich mir vorgestellt, daß Menschen mit gesundem Verstande glauben könnten, daß ich im Stande sey, zukünftige Dinge vorher zu sagen. Ich habe das damals nur geschrieben, um dem Manne Muth zu machen, daß er nicht sterben würde, wie auch geschehen ist. Gleich nach Empfang dieses Zettels stehe er auf, esse ein Butterbrod, und trinke ein Glas Wein dazu. Er wird noch lange leben.

Dies hatte abermal den erwünschtesten Erfolg. Wie der Mann den Zettel las, stand er auf, befolgte die vorgeschlagene Kur, und lebte noch viele Jahre. Die bloße Einbildung hatte ihn krank und wieder gesund gemacht.

Wunderbare Erhaltung des menschlichen Lebens.

Bey einer strengen Winterkälte begleitete in einer gewissen Stadt ein Peruckenmacher des Abends einen seiner Freunde zum Thore hinaus, der nach einem nah gelegenen Dorfe wollte, damit er ihn auf den rechten Weg brächte, und

er sich nicht im Schnee verirren möchte. Als sie aufs Feld kamen, sahen sie einen Hund queerüber mit einem kläglichen Gewinsel auf sich zu kommen, nach einer gewissen Stelle zurück laufen, und aufs neue zurück kommen, der sie durch sein seltsames Anstellen bewegen wollte, ihm zu folgen, und mit nach der Stelle hin zu gehen. Der Hund machte sie so aufmerksam, daß sie ihm folgten. Als sie das thaten, ward das treue Thier erst zufrieden, sprang alle Augenblicke zurück, und dann wieder vorwärts, und stellte sich recht vergnügt an.

Als sie an die Stelle kamen, blieb der Hund stehen, und sie fanden einen im Schnee erstarrten Menschen, um den der Hund mit vielem Winseln herumsprang. Den sollten sie retten; das wollte der Hund durch seine Zeichen angeben, die mehr Mitleiden zu erkennen gaben, als jener Priester und Levit hätten, da sie an dem unter die Mörder Gefallenen vorbey giengen. Es war sein Herr, den der treue Hund nicht verlassen wollte.

Beyde huben den Menschen auf, und trugen ihn nach dem Dorfe, wo er bald wieder zu sich selbst gebracht wurde.

Hätte der Mann nicht sein Leben seinem treuen Hunde zu verdanken?

Spuren der göttlichen Vorsehung in Entdeckung der Verbrechen.

Im Jahr 1726 verlor sich Johann Andreas Gordier, Einwohner der Insel Jersey, ursprünglich aus Frankreich, und Besitzer eines beträchtlichen Vermögens, plötzlich, da er sich den Tag darauf mit der Tochter eines reichen Kaufmanns zu Guernsey verheirathen sollte. So sorgfältige Nachsuchungen man auch auf beyden Inseln anstellte; so konnte doch niemand Nachricht von ihm geben, und wie sich alles mit der Zeit vergißt, so gab man auch die ferneren Bemühungen auf, bis zwey kleine Knaben von Jersey, die am Ufer spielten, von ohngefähr seinen Leichnam in einem Loche eines Felsen fanden, woran die Oefnung so eng war, daß man ihn kaum hätte hineinbringen können; er hatte zwey Wunden auf dem Rücken, und eine am Kopf. Diese Entdeckung, bey der sich so augenscheinliche Spuren eines Mordes zeigten, setzte beyde Familien in Unruhe. Man stellte neue Nachsuchungen an; sie gaben nichts an den Tag, um einen Verdacht oder nur eine Muthmaßung darauf zu gründen; das einzige, was man thun konnte, war: diesem Unglücklichen auf die feierlichste Art die letzte Ehre zu erweisen.

Seine Geliebte, die dadurch eine Anlage zur Auszehrung bekam, beweinte in der Stille

den Verlust des Mannes, der ihr einzig lieb gewesen war. Ein junger Kaufmann von Jersey, ehemaliger Handlungsbedienter ihres Vaters, bewarb sich um ihre Gunst; allein obgleich ihre Eltern gewissermaßen in sie drangen, seinen Antrag anzunehmen, so hatte sie doch bey sich beschlossen, ihm niemals ihre Hand zu geben.

Gordiers Mutter, die ebenfalls untröstlich war, nahm sehr lebhaften Antheil an dem Wohl derjenigen, die sie als ihre Schwiegertochter ansah. Sie wuste, wie sehr der Tod ihres Sohnes, und was darauf erfolgt war, dieselbe angegriffen hatte, und liebte sie um so viel mehr.

Als sie einige Jahre hernach gehört hatte, daß ihr Leben in Gefahr wäre, so beschloß sie, über die Meerenge zu fahren, die die beyden Inseln trennt, um sie, so viel möglich, zu trösten, und durch ihre Theilnehmung den Schmerz und Kummer derselben zu lindern. Sie nahm einen ihrer Brüder und einen Sohn, den sie noch allein hatte, mit sich auf die Reise. Bey ihrer Ankunft lag der Arzt der Kranken ihr an, daß sie solche doch nicht durch einen unvermutheten Besuch überraschen, und erlauben möchte, daß man sie nach und nach darauf vorbereitete. Aber ungeachtet dieser Vorsicht erneuerte der Anblick der Mutter doch das Andenken an den Sohn in ihr so sehr, daß ihre erschöpften Kräfte die Hef-

tigkeit der ihr dadurch verursachten Gemüthsbewegung nicht aushalten konnten. Sie fiel in Ohnmacht, sobald sie die Madame Gordier sah, und man hatte viele Mühe, sie wieder zu sich zu bringen. Diese Dame war äußerst begierig, von den kleinsten Umständen, die sich bey der letzten Zusammenkunft der beyden Liebenden zugetragen hatten, wie auch von allem dem unterrichtet zu werden, was seitdem bey ihrer Schwiegertochter vorgefallen war, nachdem man die Ermordung ihres Sohns erfahren hatte. Die Kranke hatte ihrerseits kein geringeres Verlangen, sich mit ihr zu unterhalten; aber ihre Schwachheiten stellten sich alle Augenblicke wieder ein, und alles, was sie ihr sagen konnte, war: mit welcher Zärtlichkeit sie von einander geschieden wären, und mit welcher Sehnsucht sie ihn den Tag darauf erwartet hätte.

Die Kranke hatte ihre Uhr am Bette hängen. Sie fiel der Madame Gordier in die Augen, und es that eine außerordentliche Wirkung bey ihr, als sie ein Angehänge an derselben bemerkte, welches ihr Sohn, wie sie sich erinnerte, vor seiner letzten Abreise von Jersey in der Absicht gekauft hatte, es seiner Geliebten zu schenken. Ihre Augen flossen sogleich in Thränen über. Die Kranke wurde davon sehr betroffen, und fragte nach der Ursache ihrer Traurigkeit. Sobald sie diese gehört hatte, malten sich

Er-

Erstaunen, Unwille und Schrecken in ihren Gesichtszügen: sie sties mit Verachtung an das Uhrgehänge, legte ohnmächtig ihren Kopf auf Madame Gordiers Brust und gab den Geist auf, ohne ein einziges Wort außer einem, allen Umstehenden unbekannten Namen, aus ihrem Munde hören zu lassen. Ein so sonderbarer Tod schien ein Geheimniß hinter sich zu haben; die darauf folgende erste Verwirrung hinderte in dem Augenblick die Anwesenden, daran zu denken, was für eine Ursache ihr Tod gehabt haben mochte. Aber hernach ließen diejenigen, die bey dem Vorfall gegenwärtig gewesen waren, verschiedene Reden über die Aufführung der Verstorbenen in ihrem letzten Augenblick von sich hören. Madame Gordier, die nicht wuste, wie weit die Schönheit und Tugend ihrer Seele gieng, erlaubte sich Ausdrücke, die so wenig schonend waren, daß man daraus abnehmen konnte, sie halte dafür, die Verstorbene sey Schuld an dem Mord ihres Sohns. Die Verwandten der Verstorbenen wurden über diese Beleidigung sehr aufgebracht, und bezeugten darüber ihren Unwillen. Es folgte ein Auftritt voll Lärmens und wechselseitiger Vorwürfe, den man sich leichter denken, als beschreiben kann. Als die Leute wieder ein wenig besänftigt waren, so legten sich die Freunde ins Mittel, und suchten die Einigkeit wieder herzustellen, indem sie mit kaltem

Blute die Umstände untersuchten, die zu dem Zank Anlaß gegeben hatten.

Ein jüngerer Bruder des umgekommenen Gordier erinnerte sich, von dem Verstorbenen gehört zu haben, daß er Willens wäre, seiner Geliebten mit dem erwähnten Angehänge am Tage ihrer Hochzeit ein Geschenk zu machen; er fügte hinzu, daß, da die Hochzeit nicht vor sich gegangen wäre, der Verdacht seiner Mutter zu entschuldigen sey, obgleich die Verstorbene unschuldig seyn könne. Der ganze Lärm, den man gemacht hat, sagte die Schwester der Verstorbenen, kommt blos von einem Mißverstande her, und ich kann ihn heben. Meine Schwester hat das Angehänge nicht von Herrn Gordier. Es ist von Herrn Gaillard, ehemaligen Handelsbedienten meines Vaters, der es ihr einige Jahre nach dem Tode ihres ersten Liebhabers schenkte; eins kann dem andern gleichen, wahrscheinlich sind es doch zwey verschiedene Stücke, das des Herrn Gaillard und des Herrn Gordier. Madame Gordier gab dies ohne Bedenken zu, sie machte sich sogar selbst Vorwürfe darüber, daß sie in der Hitze zu weit gegangen sey; aber, sagte sie, wenn es das Uhrgehänge von ihrem Sohne wäre, so müste sein Bildniß darinn seyn; man dürfe also nur das darin befindliche Bildniß genau besehen, um in der Sache Licht zu finden. Weder die Schwester der Verstorbenen

noch

noch sonst jemand im Hause hatten es vorher so genau besehen, und nun fand sich wirklich Gordiers Bildniß; alle wurden überführt, und man behielt gar keinen Zweifel mehr über die Sache übrig, man sah nun augenscheinlich, daß der Schrecken die Verstorbene überwältigt habe, indem sie plötzlich den Mörder des Gordiers errathen hatte. Die verächtliche Bewegung, die sie gemacht hatte, um das Angehänge von sich zu entfernen, der Wille, den sie bezeigt hatte, den Namen desjenigen zu nennen, von dem es gekommen war, alles trug dazu bey, daß der Verdacht auf Gaillard fallen muste; und da der Name, den sie vor dem Sterben ausgesprochen hatte, dem Worte Clerk sehr ähnlich war, welches in einer andern Sprache so viel als einen Handelsbedienten heißt; so schloß man daraus, daß sie den ehemaligen Bedienten ihres Vaters damit habe andeuten wollen.

Der Geistliche, der bey der Geschichte gegenwärtig war, stand sowohl mit Herrn Gaillard, als mit den Verwandten der Verstorbenen in einer freundschaftlichen Verbindung, und glaubte daher, es sey seine Pflicht, die letzteren zur Mäßigung bey dem Nachsuchen in dieser Sache zu vermahnen. Verschiedene Umstände, sagte er zu ihnen, können auch einen Unschuldigen verdächtig machen, und ich bin geneigt, zur

Ehre der Menschheit zu glauben, daß ein Mann, wie Herr Gaillard, der dem Anschein nach so schätzenswürdig ist, sich nicht mit einer so schrecklichen Frevelthat befleckt habe. Er bat sie also, hinzuschicken und ihn holen zu lassen, nicht unter dem Namen eines Mörders, sondern als einen Freund, den sie in ihrem Kummer nöthig hätten. Durch dies Mittel, fuhr er fort, werden Sie die Sache aufklären, ohne daß man es merkt; und sollte er, wie ich muthmaße, unschuldig seyn, so wird weder sein guter Name, noch sein Kredit dabey verlieren. Ist er aber schuldig, so können Sie dabey auch leichtere Maasregeln nehmen, daß er Ihnen nicht entwischen kann.

Der größte Theil der Gesellschaft schien seine Gründe zu billigen; aber auf der Stirne der Madame Gordier stund es gar deutlich geschrieben, daß sie ihn schon zum voraus in ihrem Herzen verurtheilte. Man folgte nichts desto weniger dem Rath des Geistlichen, und schickte einen Bedienten ab, der nach einigen Stunden in Gesellschaft des Herrn Gaillard wiederkam. So wie er erschien, lies sich Madame Gordier von der Heftigkeit der Leidenschaften, die sie bestürmten, hinreißen, und warf ihm sogleich ohne Schonung den Mord ihres Sohns vor. Herr Gaillard antwortete ganz kaltblütig: sie

seyn

seyn wirklich bey seinem Leben oft mit einander umgegangen, sie hätten sich aber schon mehrere Tage vorher, als Gordier verschwunden sey, nicht gesehen. Aber, erwiederte Madame Gordier, indem sie ihm des Verstorbenen Uhrgehänge nebst seinem Bildniß vorhielt, dieses Geschenk ist ein unstreitiger Beweis Ihres Verbrechens. Es kommt von Ihnen, es war von meinem Sohn gekauft, und er trug es am Tage seines Todes bey sich. Herr Gaillard leugnete, daß er das Angehänge jemals gesehen habe. Die Schwester der Verstorbenen nahm es darauf aus den Händen der alten Dame, und sagte zu ihm: dies gaben Sie meiner Schwester in meiner Gegenwart. Sie führte ihm dabey den Tag, die Stunde und den Ort an. Sie drangen in sie, es anzunehmen; sie weigerte sich; Sie drangen von neuem darauf, sie blieb dabey, daß sie es nicht wollte, und entschloß sich nicht eher, es zu behalten, als bis ich ihr zugeredet und es selbst an die Uhr angemacht hatte. Bey diesen Worten hätte den Gaillard beynahe seine Verwirrung verrathen; er heftete aber seine Augen auf das Bildniß, und gestand, er sey es, der es ihrer Schwester geschenkt habe; hernach, als er sich sogleich wieder gefaßt hatte, sagte er: er habe das Angehänge vorher nicht erkannt, als es ihm Madame Gordier vorgehalten habe. Uebrigens habe er es von dem Juden Levi gekauft,

den sie alle kannten, und der die Insel seit zwanzig Jahren besucht hatte. Er wird gewiß, sprach er, Aussage thun, aus wessen Händen es in die seinigen gekommen ist.

Der Geistliche freuete sich, zu dem Wege der Güte gerathen zu haben, und wandte sich an Madame Gordier mit den Worten: ich hoffe, Sie werden Geduld haben, bis alles gehörig untersucht ist. Auf die Verantwortung des Herrn Gaillard läßt sich nichts sagen: die Anklage fällt nun allein auf den Juden. Er ist auf der Insel, und es wird keine Mühe kosten, sich seiner Person zu versichern. Madame Gordier wurde zum zweytenmal ruhig, und bat den Gaillard wegen ihres Auffahrens um Verzeihung, wovon sie die Schuld auf ihre heftige Gemüthsart und auf die unglücklichen Umstände schob.

Gaillard frohlockte, daß er sich gerechtfertigt hatte, und sagte ihr: er hoffe, sie werde in Zukunft in ihren Reden behutsamer seyn; er drohte ihr sogar, eine gerichtliche Schadloshaltung von ihr zu fordern, wenn es sich zeigen sollte, daß ihre Beschuldigung seinen Kredit nur den mindesten Stoß gethan hätte. Er beseufzte den unvermutheten Tod seiner Geliebten, und zerfloß in Thränen, als er sich ihrem Bette nahte. Endlich nach einigen Stunden nahm er Abschied

mit dem gehörigen Anstande, und jedermann, Madame Gordier nicht ausgenommen, hielt ihn für unschuldig.

Es vergiengen zwey oder drey Tage, ehe man den Juden einsetzte; als sich aber das Gerücht verbreitete, daß er wegen Gordiers Mord im Gefängniß sey, so ergrif Reue und die Furcht für dem öffentlichen Schimpf und der Strafe den Gaillard so sehr, daß er sich selbst entleibte. Die Nacht vorher, als er gegen den Juden zur Antwort stehn sollte, fand man ihn todt, mit einem blutigen Messer in der Hand, mit welchem er sich drey Wunden versetzt hatte, wovon zwey tödtlich waren. Auf dem Tische lag ein Brief, der das Geständniß seines Verbrechens enthielt.

Es giebt Scheintodte.

Der Tod des Menschen ist keine plötzliche Verwandelung, kein Werk des Augenblicks, sondern ein stufenweiser Uebergang aus dem Zustand des wirksamen Lebens in den des Scheintodes, und durch diesen erst in den vollkommenen Tod, oder den völligen Verlust aller Lebenskraft. Es kann daher jemand todt scheinen und noch leben, wovon man mehrere Beyspiele hat.

Ein Beyspiel.

Milady Russel, die Gemalin eines englischen Obristen, wurde von jedermann für todt gehalten, und nur die Zärlichkeit und Liebe ihres Gemals rettete sie für dem lebendigen Begräbniß. Er wollte sie durchaus nicht eher verlassen, als bis die Fäulniß ihren Tod bestätigte. Sieben Tage lang lag sie so im Todesschlummer, und erst dann hatte ihr beständiger Gefährte die Freude, sie wieder erwachen zu sehen, als man in einer benachbarten Kirche mit den Glocken zu läuten anfieng.

Noch eins.

Eine Professors-Frau in Tübingen erschrak im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft so, daß sie die heftigsten Convulsionen bekam, und nach vier Stunden scheintodt war. Zwey berühmte Aerzte konnten nichts anders, als ihren Tod für gewiß halten. Nicht die mindeste Bewegung, keine Spur vom Pulsschlag oder Athemholen, die stärksten Erweckungsmittel, die man anwendete, ohne allen Eindruck. Nur glaubte man, als die Blasenpflaster abgezogen wurden, eine kleine Verziehung des Mundes zu bemerken. Sie lag ganzer sechs Tage lang mit allen Zeichen des Todes, eine kleine Wärme in der Gegend des Herzens ausgenommen. Nun schlug

sie plötzlich die Augen auf, und fieng wieder an zu leben, wuste aber von allem dem, was in der Zeit mit ihr vorgegangen war, nichts. Nachdem sie sich mit einiger Nahrung erquickt hatte wurde sie von einem todten Kinde entbunden, und erholte sich bald darauf wieder völlig.

Ein anderes.

Ein junger Mensch verliebte sich in Paris in die Tochter eines reichen Bürgers, und sie in ihn; aber ihr Vater zwang sie, einen andern zu heirathen. Nicht lange darnach verfiel sie für Gram in eine Krankheit und starb. Man begrub sie, wie in Paris gewöhnlich ist, nach vier und zwanzig Stunden.

Ihr erster Liebhaber, der der Sehnsucht nicht widerstehen konnte, sie noch einmal zu sehen, gewann den Todtengräber, daß er ihm das Grab öfnete. Es geschah noch in derselben Nacht; der junge Mensch drohte den Todtengräber augenblicklich den Tod, wenn er nicht schweigen würde, nimmt die Leiche heraus, und trägt sie in ein benachbartes Haus. Hier legt er sie ans Feuer, reibt sie mit warmen Tüchern, und sucht ihr unter tausend Umarmungen und Küssen das Leben wieder einzuhauchen. Nach einigen Stunden wurde ihm seine Mühe reichlich belohnt; sie fieng an zu seufzen, und ihr Leben kehrte wieder

zurück. O welche Freude! Bald darauf gieng dieses seltene durch den Tod vereinigte Paar nach England, und wagte es erst nach einigen Jahren zurückzukommen. Man wollte sie erst gar nicht für die Verstorbene erkennen; aber es ward bald erwiesen, und ihr jetziger Mann verlangte nun auch, daß man ihm das ihr gehörende Vermögen herausgeben sollte.

Es entstund hierüber der sonderbarste Prozeß. Der erste Mann bestund darauf, daß sie ihm noch zugehöre, der zweyte behauptete, sie sey für jenen todt, und nun für ihn und durch seine Bemühungen wieder lebendig worden. Aber das Parlament schien sie doch dem ersten Besitzer zukommen lassen zu wollen. Sie warteten also den Ausgang des Prozesses nicht ab, sondern kehrten nach England zurück.

Ein Beyspiel von der Wiederbelebung eines Haarwurms.

Auch bey Thieren hat man auffallende Beyspiele von der Dauer der Lebenskraft. Ein gewisser Naturforscher, Namens Fontana, hat hierüber viele Versuche gemacht. Er trocknete in dieser Absicht einen Haarwurm beym Feuer ganz ein, und nach einer halben Stunde wurde er doch im Wasser wieder lebendig.

Ein anderes vom Räderthier.

Ein Räderthier, eine Art von Polypen, die im Wasser lebt, legte er drittehalb Jahre lang in dürre Erde, ließ es den Sommer hindurch von den heißesten Sonnenstralen ausbrennen, und nun goß er wieder Wasser darüber; es dauerte nur zwey Stunden, so bekam es wieder Leben und Bewegung, wovon es drittehalb Jahre lang nicht das mindeste Zeichen gegeben hatte.

Noch eins.

Ein anderes wurde auf einer Glasscheibe einen ganzen Sommer hindurch der Sonnenhitze ausgesetzt; es trocknete so zusammen, daß man es für nichts anders, als einen Tropfen dürren Leim halten konnte. Nun tröpfelte man etwas Wasser darauf, und siehe, der Leim fieng wieder an zu leben und sich zu bewegen.

Da nun ein dem Scheine nach todtes Geschöpf noch so lange inneres Leben bey sich führen kann; so sollte man doch von Rechts wegen niemand begraben, bis die Fäulniß völlig eingetreten ist.

Loubert, der Menschenfeind.

Loubert war in Bourdeaux geboren, und starb daselbst vor einigen Jahren als Mönch in dem

dem Franziskanerkloster. Er erbte ein ansehnliches Vermögen von seinen Eltern, und zeigte in seiner Jugend menschenfreundliche und wohlthätige Neigungen, die aber plötzlichem Eigensinn und heftigen Extremen von Liebe und Haß untergeordnet waren. Man führt verschiedene Ursachen seines nachherigen schwarzen Menschenhasses an. Der vorzügliche Abscheu vor Menschen, der ihn ganz wüthend gegen das ganze Menschengeschlecht machte, scheint seinen Ursprung in der Verrätherey eines Freundes zu haben, der ihm seine Geliebte entführte, eben um die Zeit, als er sie heirathen wollte. Die Undankbarkeit dieses Menschen war gewiß von der schwärzesten Art, und dieser Unglücksfall gewiß der empörendste und härteste, den Loubert je erfahren konnte. Er, dessen Leidenschaften ein Spiel steter Ueberspannung waren, hatte seinem unwürdigen Freunde tausend Beweise der edelsten Großmuth und schwärmerischsten Freundschaft gegeben, und in Hinsicht auf seine Geliebte das unbegrenzteste Zutrauen auf ihn gesetzt. Mit Gefahr seines eigenen Lebens hatte er ihn einst sogar selbst vom Tode gerettet, indem er sich aus seinem Kahne in die Garonne warf, und seinem Freunde zu Hülfe schwamm, in dem Augenblicke, da die wüthenden Wellen mitten im Strome das Bot, worin sein Freund war, in den Abgrund rissen. Seine Neigung zu seiner

Ver-

Verlobten war nicht weniger groß und leidenschaftlich; so daß sich bey seinen fehlgeschlagenen Wünschen und Hofnungen wirklich alles vereinigte, sein Schicksal recht hart und bitter und zu einer folternden Geißel seines Herzens zu machen. Seine harten Schicksale wirkten auf sein mehr als gewöhnlich empfindliches Nervensystem so stark, daß in Louberts Herz alle Grundsätze der Menschenliebe verschwanden, und daß er den größten Theil seines Lebens hindurch ein erklärter Feind des ganzen Menschengeschlechts wurde.

Nachdem er in Kummer und Unmuth viele Jahre zugebracht hatte, entfernt von aller Gesellschaft der Menschen, leitete ihn endlich ein Zufall von seiner Verirrung zurück, als er erfuhr, daß die Hand der Vorsehung ihn vom Verderben und schrecklichsten Elende gerettet hatte, gerade durch die Begebenheit, welche er bisher für das größte und einzige Unglück seines Lebens gehalten hatte. Er kehrte in sein Vaterland zurück, ließ sich in ein Franziskanerkloster einkleiden, und suchte nun seine vorigen Irrthümer durch den unbescholtensten Wandel wieder gut zu machen. Bey jeder Gelegenheit zeigte sich Vater Loubert als den eifrigsten Tröster der Unglücklichen, und wärmsten Vater der Elenden. Um seinen Ermahnungen zur ruhigen Ergebung in den Willen Gottes mehr Eingang und Nach-

druck zu geben, pflegte er oft ein lebhaftes Gemälde seiner eigenen Ausschweifungen aufzustellen. Folgendes ist ein eigenhändiger Aufsatz von ihm.

Mein Sohn, wer du auch bist, vernimm die Worte der Erfahrung, und laß das Beyspiel von Loubert, der ein Vieh war, ohne Vernunft, und durch Reue wieder ein Mensch wurde, dich Weisheit im Unglück lehren, und deinem Herzen Empfindungen der Ergebung in Gottes Willen einflößen.

Als die Verrätherey der Menschen, die ich hätte verachten sollen, mein Herz in einen Stein, und mein Blut in Galle verwandelt hatte; so fiel mein schwarzer Haß, der nur eine Treulose und einen Bösewicht treffen sollte, auf das ganze Geschlecht meiner Mitbrüder. Tugend und Rechtschaffenheit waren für mich von ihnen auf immer entflohen; meine Vernunft konnte über die Eindrücke meines Gefühls nicht siegen, mein Gesicht sich nicht aufheitern, und meine Stirn sich nicht wieder in die heiteren Falten der Freude ziehen. Meine Vaterstadt haßte ich mehr als den Tod, und die Freunde meiner Jugend waren Verräther und Meyneidige. Neun Monate duldete ich diesen Anblick der mir so verhaßten Dinge, worauf ich mich in den nördlichen Theil meines Vaterlands versteckte, in einem

nem einsamen Winkel, von keinem Menschen gekannt, und von keinem Freunde besucht. Keine Freude, keine Abwechselung genoß meine Seele hier, außer wenn ich eine wüste und finstere Gegend durchwandern konnte. Aber mein Herz fand keine dauerhafte Freude, und mein Haß keine Grenzen. Die Blüthe meiner Jahre wurde ein Opfer meiner Blindheit. Sechzehn Sommer waren dahin, und kein Strahl der Hofnung, der Freude und der Menschenliebe schien in dieser langen Zeit in meine Brust. Oede und verlassen war mein Geist, wie die Gegend umher. Meines vaterländischen Bodens längst überdrüßig, faßte ich endlich den Entschluß, Frankreich zu verlassen, und eins von den Ländern aufzusuchen, deren ausgehungerten Einwohnern die Natur ihre Gaben versagt, und wo die Menschen unter Sklaverey und Elend seufzen. Als ich, ohne zu wissen wohin, gleich einem Verirrten, durch die Dörfer an der Grenze von Spanien kam, und die Bauern in einem Kreise nach der Pfeife tanzen, oder bey ihrem Weinlesen zechen sah, fuhr mir Unwillen und Wuth durch meine Adern; ich wünschte, der Himmel möchte Gift in ihren Becher gießen, und ihre Freude durch Hagel und Sturm zerstören. Denn ich, Menschenfeind, konnte nicht ausstehen, jemand froh zu sehn.

 Ich

Ich wanderte durch die reizende Provinz Biscaia, ohne meinen Füßen Ruhe zu gönnen, noch den Schläfen meines Haupts den erquickenden Schlaf. In ihrem schönsten Kleide lag die ganze Natur vor mir; Mutter der Thoren, rief ich aus, warum schmückst du so köstlich dich für Bösewichter und Treulose? Die Kinder deines Leibes sind Ottern in deinem Busen; tödtlich werden sie dich mit ihrem Stachel verwunden, wenn du sie aufgesäuget und ihnen reiche Fülle an deiner sorglosen Brust gegeben hast!

Froh sangen die Vögel in den Hainen, lachend glänzten die Fruchtbäume an den Höhen des Waldes, rauschend verloren sich die Wasserfälle im sanften Wiederhall, und singend gieng der Mensch an seine Arbeit!

Gieb mir grauses Fesselngeklirr, rief ich, und das Angstgeheul des Galeerensklaven unter den Streichen der knotigen Geißel.

Ich fluchte der Erde in der Bitterkeit meines Herzens mit jedem Schritte über ihren fruchtbringenden Boden.

Jetzt kam ich in das alte Königreich Castilien, und hier war der Anblick um mich her Wohlthat und Erquickung für meine zerrissene Seele! Oede und wüste lagen die Felder vor mir; zu Boden getreten der Weinstock, und seine Trauben in den Furchen begraben.

Träge

Träge und ohne Arbeit war die Hand des Menschen, und die ganze Natur schlief, als in der Wiege der Schöpfung! einsam und verlassen lag hie und da ein Dorf. Elend wohnte auf den ungedeckten Hütten und in denselben der faule Stolz, hingelegt auf hartes Stroh in Ungeziefer und schmutziger Armuth.

Ha, rief ich, dies ist etwas! diese Scene ist für den Menschen, und ich will sie genießen!

Ich wurde eine gelbe ausgehungerte Gestalt gewahr, vom Haupte bis auf die Sole in Lumpen gehüllt, und den Kopf mit einem breitgekrämpften Hut bedeckt, unter welchem seine schmutzigen Locken hervorschossen, und auf seine hagern Achseln niederfielen, wie Schlangen an dem Scheitel einer Furie.

Dies sey auf immer das Schicksal des Menschengeschlechts! vermehren will ich noch seine Noth, und der Wohlthätigkeit Hohn sprechen! Hört Castilianer, rief ich, nehmt diese Kleinigkeit, ein Silberstück aus der Münze in Mexico! Ein Spanier grub es aus der Erde, ein Franzose giebt es euch! Vergeßt euren Stolz und nehmet!

Verflucht sey eure Nazion! versetzte der Elende: eher den Tod des Hungers, als ichs anrühre!

Stirb dann Hungers, rief ich, und gieng.

Ich kletterte ein nacktes Gebirge hinan. Die Wölfe heulten in der Wüste, und Heerden von Geiern krechzten nach Raube. Ich schaute um mich, und unter meinen Füßen erblickte ich eine düstre Wohnung, ungeheuer wie der Stolz ihres Stifters, und finster und trostlos, wie seine Seele. Hier also herrscht ein Tyrann, sprach ich, hier laß ihn denn herrschen! Hart wie diese Felsen sey sein Sitz, öde wie diese Wüsten sein Gebiet!

Eine hagere Gestalt gieng bey mir vorüber, Hunger saß auf seiner Wange, und Noth leuchtete aus seinen Augen. Er warf seinen wilden Blick um sich, und fiel auf ein Lamm, das sich von den Wurzeln und Sträuchen sein Futter suchte; er schlug es zur Erde mit seinem Stabe, und steckte es eilends in seinen Sack.

Ha, verruchter Kirchenräuber, schrie ein großer und starker Kerl, sprang hinter einem Felsen hervor auf ihn zu, und griff den ausgehungerten Elenden auf frischer That; der, wie vom Wetter des Himmels gerührt, auf die Knie sank, und um Erbarmen flehte.

Erbarmen? — Das Eigenthum der Kirche plündern, und noch um Gnade flehn? Da nimm deinen Lohn! So sprach er, und schlug

ihn mit einem Schlage zur Erde in dem Augenblicke, als er auf seinen Knien um Leben und Gnade jammerte; und fort schleppte er ihn nach dem Kloster St. Laurenz. In meine Arme hätte ich den Unmenschen für diese That schließen mögen!

Ich setzte meine Reise weiter fort durch die Wüste, und Verwüstung folgte mir bis in die Straßen von Madrid. Die Väter der Inquisition kamen hervor aus den Zellen der Quaal; ein Kreuz wurde vor ihnen her getragen, und ein zitterndes Schlachtopfer in einem safranfarbigen Gewande, mit Feuerfarben bemalt, wurde zur Richtstätte nach einem großen offenen Platze hingeschleppt. Sie zündeten ein Feuer um ihn an, und sangen Lobgesänge zur Ehre der Gottheit, indessen daß die Flamme das Menschenopfer vor ihren Augen verzehrte. Ein Jude war dieser Märtyrer, und Christen seine Marterknechte. Sieh, sprach ich, was ist doch die Religion Gottes in den Händen der Menschen!

Von Madrid setzte ich meinen Stab nach Lissabon fort. Als ich die Wildnisse von Estremadura durchwanderte, richtete ein Räuber, der hinter einem Baume stand, sein Mordgewehr auf mich, und seine Kugel streifte mir den Huth auf dem Haupte.

Ihr habt euer Ziel verfehlt, rief ich, und das Verdienst, einen Menschen zu morden! Ihre Börse, war seine Antwort. Hier — nimm! — kauf dir einen Freund damit, und er werde dir, was er mir war!

Lissabon fand ich unter Ruinen begraben. Die Grundbalken rauchten unter dem Schutt, und Sterbende und Todte lagen in Haufen ächzend und in dumpfem Gewinsel. Furcht und Schrecken saß auf jedem Gesichte, und die Menschen waren mit den Plagen des Allmächtigen heimgesucht: Hunger, Feuer und Erdbeben. Haben Sie keine Inquisition im Lande hier? fragte ich: — man hat sie, war die Antwort. Und so viel Geschrey und Lärmens um ein Erdbeben? — sprach ich zu mir selbst. Möchten sie doch Gott danken und ruhig seyn! —

In dem Augenblick kamen Schiffe aus England mit allen möglichen Sachen zum Beystande der Einwohner. Sie nahmen die Wohlthaten, wurden gerettet, und wandten sich um, ihren Rettern fluchend, als unglaubigen Ketzern. Brav, sagte ich, so muß es seyn! die Menschen handeln ihrer Natur gemäs, und die Engländer sind Thoren; ich will nicht zu ihnen gehen. In kurzer Zeit erhob sich wieder eine neue Stadt auf den Ruinen der Verschütteten. Die Leute nahmen die Werkzeuge der Bauleute, welche ihnen

die Engländer geschickt hatten, und bauten sich selbst Häuser. Da horchte ich einem Kerl bey seiner Arbeit ab, wie er dem Gesellen seines Werks ins Ohr raunte: vor dem Erdbeben war die Straße mein Bett; nun habe ich ein Haus, darin zu wohnen. Das ist zu arg! dachte ich; hier macht Unglück die Leute glücklich; ich will nicht länger in ihrem Lande bleiben. Fort gieng ich an das Ufer des Tajo. Der Wind füllte die Segel eines Schiffs, und man lichtete die Anker.

Ein Englisches Schiff! sagte ein Lastträger, der mir zur Seite stand.

Brave Seeleute, aber verfluchte Tyrannen auf dem Verdeck! — Sie bezahlen gut, was sie haben, fuhr ein Botsmann fort, und mit dieser Ladung Citronen will ich noch an Bord. In schwarzem Unmuth und ohne Bewußtseyn meiner selbst warf ich mich in den Kahn, und gelangte auf das Schiff. Die Matrosen waren in voller Arbeit, und keiner fragte mich: warum ich käme? Die Fluth brachte uns in die See, und die Nacht wurde stürmisch. Das Schiff arbeitete in den tobenden Wellen, und der Morgen brachte uns keinen Trost. Wohin geht dieses Schiff? fragte ich den Kapitain. Zum Teufel! war die Antwort. Nur Satan hält so eine Fahrt. Donner war des Mannes Stimme;

die Matrosen sangen in dem Sturm, und des Herrn Flüche waren lauter noch, als die Wellen. Den dritten Tag war eine Todtenstille, und nun schwur und fluchte er schrecklicher noch, als je vorher. Ein günstiger Wind erhob sich, als hätte er ihn herzugerufen. Dacht ichs nicht, daß er kommen würde, sagte er; bringt das Schiff unter den Wind, er ist schön für unsern Hafen. Und welches ist denn Ihr Hafen? fragte ich abermals. Nun kann ich Ihre Frage beantworten, wie ich sollte, mein Herr, sagte er. Mit Gottes Hülfe gehts nach Bourdeaux; zur See gehts immer, wie Gott will. Ich fuhr zusammen bey dem Namen meiner Vaterstadt. Von London, fuhr er fort, war mein Schiff nach Lissabon mit allerley Gütern für die unglücklichen Einwohner befrachtet: jetzt will ich eine Fracht Wein zurückladen für die Eigenthümer meines Schiffs, um zu einer Reise aus Menschenliebe einen kleinen Profit zu Hülfe zu nehmen, wenn Gott seinen Segen dazu verleihet.

Nun hilf Himmel! dachte ich, wie doch das schöne Wetter den Ton des Mannes auf einmal so ganz anders stimmt!

Jean, sagte er zu einem wackern Jünglinge, der ihm zur Seite stand, nun wollen wir Herrn Loubert zu Bourdeaux aufsuchen, und das Geld auf seine Anweisung für Sie ziehen. Zeigen

gen Sie mir Ihren Wechsel, rief ich, hier ist Loubert.

Er zog ihn hervor, und, großer Gott, nun sah ich, daß eben der Bösewicht, der mir als der schwärzeste Verräther die Person entführte, die meine Frau und mein ganzes Glück werden sollte, meinen Namen zu einem falschen Wechsel nachgemacht hatte. Wer ist der Bösewicht, sprach ich, der diese Betrügereyen geschmiedet hat? Mein Vater, sprach der junge Mensch, brach in Thränen aus, und wandte sich um. Ich wundere mich nicht, sagte der Kapitain, daß der Kerl an Ihnen zum Schurken wird. Ich war ehemals ein wohlhabender Kaufmann, aber durch ihn bin ich zu Grunde gerichtet, und in den Zustand gebracht, worin Sie mich jetzt sehen. Doch ich vergab ihm; ich kann mir mein Brod verdienen, und bin eben so glücklich bey meiner harten Lebensart, ja noch glücklicher, als da ich reich und träge war. Aber daß er so unnatürlich handeln, und der abscheulichste Betrüger an seinem eigenen Sohne werden kann, zeigt, daß er der verruchteste Bösewicht ist; und bey Gott! hätte ich ihn hier, diesen Augenblick ließe ich ihn an der großen Raa aufknüpfen.

Als der Schiffskapitain erklärte, daß er in seinem jetzigen harten Stande weit glücklicher sey, als bey seinen ehemaligen Tagen des Glücks

und der Freude; und daß er dem Bösewicht vergeben, der ihn in den Abgrund gestürzt hatte; so kam ich vor Staunen außer mir, trat zurück, und erwartete jeden Augenblick den Ausbruch seiner Raserey. Ich faßte ihn scharf ins Auge, und zu meinem Erstaunen erblickte ich nicht die geringste Spur von Wahnsinn. Seine Augen rollten nicht wild, und Zufriedenheit des Gemüths sprach aus jedem Zuge des Gesichts. Sind Sie bey gesundem Verstande, fragte ich, und können dem Bösewicht vergeben? Vom Grunde meines Herzens, versetzte er; wie könnte ich sonst Vergebung hoffen? Wie ein Donnerschlag fuhren mir seine Worte durch die Ohren; mein Herz arbeitete heftig in meiner Brust, und das Blut schoß mir wie ein Feuerstrom in die Wangen. Er sah meine Verwirrung, und wandte sich zur Seite, den Matrosen Befehle zu geben. Nach einigen Augenblicken setzte er seine Unterredung fort, trat wieder einige Schritte näher, und sagte in seinem rauhen, zutraulichen Tone: es ist meine Art so, Herr Loubert, zu vergessen und zu vergeben; ob der Kerl gleich den Galgen verdient, weil er so gegen seinen eigenen Sohn handelt, der meiner Seele der bravste Pursch von der Welt ist; aber sein Vater und seine Mutter — wer ist seine Mutter, wie ist ihr Name? fragte ich mit Heftigkeit, und kaum war ihr Name über seine Lippen gegangen,

so fuhr es mir durch alle Glieder, stärker als ein elektrischer Schlag. Wie von dem Wetter des Himmels getroffen, stockte mir die Sprache auf der Zunge; ich griff nach der Verdeckslehne, und ein unwillkührlicher Schrey entfuhr meinem Munde. Die Person — die Person? rief ich; war ein Teufel, antwortete der Kapitain; wüßten Sie nur halb das Elend, dem Sie entronnen sind, Sie würden auf Ihre Knie fallen, und Gott danken. Ich habe Ihre Geschichte gehört, Loubert; sehen Sie, ist die Leidenschaft der Liebe einmal ins Herz gefahren, so läßt man sich seine Geliebte nicht gern wieder entreißen: aber viele Dinge sind besser verloren, als gefunden; und ist dies Ihr einziges Unglück, worüber Sie klagen, bey meiner Ehre! so klagen Sie über die glücklichste Stunde Ihres Lebens. Er wollte fortfahren; aber ohne ein Wort zu sagen, verlies ich ihn, schloß mich in die Cajüte, und überlies mich ungestört meinen Betrachtungen.

Mein Gemüth war in solchem Aufruhr, daß ich mich nicht mehr recht besinnen konnte, und meine damaligen Gedanken unmöglich in einiger Ordnung erzählen kann.

Wind und Wetter waren günstig, und unsere Fahrt gieng glücklich. Jetzt liefen wir in die Mündung der Garonne ein, und fanden uns bald im Stande, die Stadt zu sehen, bey deren

Na-

Namen ich schauderte. Von dem Kapitain begleitet, gieng ich unter beständig abwechselnder Furcht und Schrecken ans Land, und der junge Jean blieb zur Aufsicht des Schiffs an Bord. Der erste Gegenstand, der mir sogleich in die Augen fiel, war ein Galgen, vor der Thüre des Hauses eines Kaufmanns errichtet. Der Delinquent lag kniend auf dem Schaffot, und ein Mönch vernahm die letzte Beichte aus seinem Munde.

Sein Gesicht war uns zugekehrt. Der Engländer sah starr nach ihm hin, und plötzlich rief er aus: sehen Sie — sehen Sie, Loubert, das ist er — so wahr ich lebe, das ist des jungen Jeans Vater! — In dem Augenblick ward der Elende unser gewahr, und rief laut: o Loubert, Loubert! laß mich mit dir reden, ehe denn ich sterbe.

Sein Angstgeheul war Schrecken für meine Seele und, wie versteinert, verlor ich die Kraft, mich von der Stelle zu bewegen. Ohne Bewußtseyn meiner selbst wurde ich von dem Pöbel fortgedrängt bis an das Blutgerüste.

Der Mönch gebot Stillschweigen, und fragte den Unglücklichen: warum er mit solcher Heftigkeit ausgerufen hätte, und was er ferner noch zu bekennen hätte?

Vater, antwortete der Missethäter, hier ist der Mann, Loubert, von welchem ich jetzt mit Ihnen redete. Er war mein bester Freund; und ich lohnte ihm seine Liebe mit der schwärzesten Verrätherey. Ich verführte die Geliebte seines Herzens, und heirathete sie. Wir fürchteten seine Rache, und beschlossen seinen Tod gemeinschaftlich durch Gift.

Hier wandte er sich an mich, und fuhr fort:

Sie werden sich noch erinnern, Loubert, daß Ihnen Louise den Abend, da sie entrann, als wir zusammen aßen, ein Glas Wein reichte, auf ihre bevorstehende Hochzeit zu trinken. In dem Augenblicke, als Sie im Begrif waren, es an Ihre Lippen zu setzen, so sprang Ihr Lieblingshund Ihnen auf den Arm, und warf Glas und Wein auf den Boden. In der plötzlichsten Aufwallung von Leidenschaft, welche Sie von jeher fortriß, schlugen Sie das arme Thier mit Heftigkeit, und legten es todt zu Ihren Füßen. Dies war der Rettungsaugenblick Ihres Lebens; der Wein war vergiftet, unvermeidlicher Tod war in dem Glas, und das unschuldige Thier, das Sie erschlugen, ein Werkzeug Gottes, Ihr Leben zu erhalten. Denken Sie über die Begebenheit nach, bekämpfen Sie Ihre Leidenschaft, und lernen Sie Ergebung in den Willen Gottes!

Vater, ich habe nichts weiter zu bekennen; ich sterbe voll Reue. Lassen Sie den Henker seine Pflicht thun!

Peter Stöhr,
ein einsichtsvoller fleißiger Landmann, den aber böse Gewohnheiten an den Bettelstab brachten.

Stöhr war ganz arm, diente bey dem Prediger und Amtmann als Knecht, und nachher dem Oberjägermeister als Kutscher. Ueberall hatte er ein gutes Lob. Er ersparte sich ein schönes Stück Geld, nahm aber auch manche Gewohnheit an, die unnöthige Kosten machte. Als er endlich in seinen Geburtsort zurück kam, that er eine gute Heirath, und erhielt durch dieselbe einen Bauernhof.

Sein Hof war eben keiner von den größten, aber wohl angebaut; das Verhältniß zwischen Aeckern und Wiesen war richtig; er hätte darauf, zumal da er bey dem Antritt desselben keine Schulden hatte, gar wohl bestehen und etwas sammlen können, wenn er auch gleich auf demselben keine Aussichten zu großen Reichthümern vorfand. Ein Hof, auf dem der Bauer 14 Stück Vieh halten kann, (auf dem Seinigen konnte er sie halten, und seine Aecker davon düngen) ist dazu groß genug.

Man konnte an diesem Manne nichts Tadelnswürdiges finden: er liebte sein Weib und sie ihn wieder; er war gefällig gegen seinen Vater, und dieser war mit ihm sehr zufrieden; von seinen Nachbarn wurde er geachtet; denn er diente ihnen, wo er konnte. Pfarrer und Beamter litten ihn gar gerne um sich, und ersterer, dem er als Knecht etwas trotzig begegnet war, war durch sein Wohlverhalten wieder vollkommen mit ihm ausgesöhnt worden; er verdiente weder Verweise noch Strafe. Wollte man im ganzen Dorfe jemand zu Rathe ziehen, hie oder da einen Beystand haben, so gieng man zu Stöhr, und er war bereit, jedermann zu helfen. Früh und spät war er auf seinen Feldern, kaum einen Tag in der Woche konnte man ihn da vermissen. Sein Haushalten war ordentlich und reinlich, er war aufmerksam auf Gewinn, und er schien auch zu sparen; er vergab und verschenkte so leicht nichts. Ein Säufer oder Fresser war er auch nicht. Kurz, er hatte den allerbesten Ruf, man weissagte ihm sogar Reichthum, seinem Weibe und seinen Kindern alles Glück. Ein anderer, welcher so lange bey Pferden gelebt hätte, würde sich bey angetretener eigener Haushaltung wenigstens eins gekauft haben; er hielt aber keins, und fuhr gern mit Ochsen, gab also auch hierdurch einen Beweis, daß er wisse, welche Viehart dem Bauern vorzüglich gut sey.

Er hatte, wie gesagt, auf seinem Hofe, wie er ihn antrat, keinen Heller Schulden, und sein bezahltes eigenes Vieh; sein Weib war emsig wie er, und richtete sich in allem nach ihm. Die beste Eintracht unter ihnen versprach auch auf dieser Seite alles. In der That, in den ersten Jahren seiner Haushaltung, da das Vieh und das Getraide in ganz gutem, ja wohl hohem Preise war, gieng alles ganz gut, und man merkte nichts weniger, als eine Abnahme des Vermögens. Wer hätte das je vermuthen sollen, da er äußerlich in ganz guten Umständen zu seyn schien.

Unterdessen hörte man doch auch nicht, daß er nach etlichen Jahren nur einen Gulden ausleihe, mehrere Güter ankaufte, oder auf irgend eine andere nützliche Art Geld anwendete, vielmehr kamen innerhalb vier Jahren Zeitpunkte, da er einige Gulden lehnen muste, sie aber auch in kurzem wieder ehrlich zurück bezahlte: ein Beweis, daß doch die Baarschaft mangelte.

Auf mehrere Jahre fort, als Vieh und Früchte abschlugen, sich auch die niedrigen Preise mehrere Jahre nach einander erhielten, hörte man, daß er Geld aufnahm, daß er Vieh borgte u. s. w. Man sah ihn unruhig, er klagte endlich über die Abnahme seines Vermögens. Bald dies, bald das gab er zur Ursache davon

an; bey allem dem aber blieb er der allerbeste Landwirth, der beste Hausvater von außen; niemand unter dem Volk errieth die Ursache seines Verfalls, er selbst mochte sie wol auch nicht einsehen. Zehen Jahre waren um, und er hatte schon 500 Fl. Schulden. Auf einmal trat Brod- und Fleischtheurung ein, und diese hielt wieder fünf Jahre mit etwas Abwechselung an; Stöhr zahlte zwar diese 500 Fl. nicht ab, doch blieb er auch keine Zinsen irgendwo schuldig, weil er sein Vieh und seine Früchte theuer verkaufen konnte.

Allein jetzt folgten wieder etliche wohlfeile Jahre, und es war nun beynahe um den Stöhr geschehen. Sein Vieh wurde von Juden gekauft oder geborgt, seine Schulden wuchsen alle Jahre mehr an, und was für ihn das allerschlimmste seyn mochte, war dies: der Blitz traf seine Scheuer; die Flamme, die sie ohne Rettung einäscherte, ergriff auch sein Haus und seine Ställe, und verzehrte sie. Sein Elend war über die Maßen groß und unerträglich für ihn, und er war zu schwach, sich wieder aus solchem zu retten.

Da war keine Baarschaft, 1000 Fl. Schulden, kein Haus, keine Scheuer, kein Stall, keine Futterung, kein Brod. Kaum hatte er seine Mobilien, sich, sein Weib und seine

fünf Kinder gerettet. Seine Güter mochten aufs höchste ohne Gebäude noch 2000 Fl. Werth haben.

Sein größter und gewissester Reichthum war noch der gute Name, den er bey jedermann im Dorfe und bey der ganzen Nachbarschaft hatte, und das daraus entspringende Mitleiden bey allen denen, die ihn kannten, und bey solchen, die ihn erst bey der Feuersbrunst kennen lernten.

Sobald die Feuersbrunst alle seine Gebäude, seine Nahrungsmittel und dergl. verzehrt hatte, meldeten sich schon etliche seiner Schuldner um die Zahlung; so bekümmert er auch war, so suchte er doch Mittel, sie zu befriedigen; er wollte das Geld dazu anderwärts borgen, allein es fand sich nicht nur niemand, der sich mit ihm einlies, sondern auch seine noch übrigen Schuldner, die es hörten, wachten auf, und preßten ihn auch. Der gute Mann, ganz in der Klemme, wuste nun gar keinen Rath; ein Schlag auf den andern! Nun erlag er fast ganz.

Der Pfarrer setzte ihn wegen seiner Umstände zur Rede, und es kam heraus, daß blos seine in der Stadt angenommene Gewohnheiten ihn zurückgesetzt hatten. Der Pfarrer berechnete ihm seine unnöthigen Ausgaben.

Für Rauchtoback, wo freilich zuweilen ein Pfeifchen Knaster mit unterlief, täglich 2 Kr., thut jährlich . . . 12 Fl.

Kaffee, täglich 4 Kr. . . . 24 —

Schnupftoback und Rhabarbarawurzel täglich eins ins andere 1 Kr. . . . 6 —

Er gieng mit Erlaubniß des Jägers auf die Jagd; Pulver und Bley kostet jährlich . . . 12 —

Bier, Brantewein und Semmel . . . 6 —

Wöchentlich ein Gang in die Stadt, um alte Bekannte zu besuchen, jedesmal 12 Kr. Aufwand . . . 24 —

Er hatte immer Hunde von seinem vorigen Herrn bey sich, putzte sich mehr heraus, als es einem Bauern zukam, bezahlte oft die schöne Farbe am Vieh. Der Pfarrer rechnete dafür jährlich Schaden . . . 12 —

Er ließ sich gern sehen, Hochzeiten und Gevatterschaften kosteten jährlich . . . 20 —

Summa 116 Fl.

Stöhr erschrak über diese Summe, nahm sich vor, alle diese Gewohnheiten abzulegen, machte oft den Anfang; allein es war ihm ohnmöglich. Er wurde immer ärmer, es kam mit ihm zum Concurs, und er starb als armer Taglöhner.

Der beste Jüngling steht in Gefahr, der liederlichste Hausvater zu werden; in seinen besten Tagen des Lebens legt er den Grund zu seinem Verderben, wenn er Gewohnheiten annimmt, die Geld kosten.

Es ist niemals zu rathen, daß der Mensch die Lebensart, zu der er bestimmt zu seyn scheint, ablege, eine andere annehme, und von da aus wieder zu seiner Bestimmung zurückkehre, so wie Stöhr erst Kutscher, Knecht und Jäger war, und dann Bauer wurde.

Was bey großem Einkommen Kleinigkeit heißt, das ist bey kleinen Einkünften von sehr großem Gewichte.

Sobald also ein Mensch, der wenige Einkünfte hat, den Reichen will nachahmen, in irgend einem Stück, so ist er schon halb verloren; und wenn er sich nicht Zwang anthut, seine Gewohnheiten abzulegen, so ist er ganz ohne Rettung verloren.

Spuren der göttlichen Vorsehung in Entdeckung der Verbrechen und Rettung der Unschuld.

Ein Bösewicht, der ein Schiffsknecht gewesen war, und in einem gewissen Dorfe wohnte, gieng an einem Sommertage des Morgens

früh nach einer nicht weit von dem Dorfe, worin er wohnte, gelegenen Stadt, wo eben ein Jahrmarkt gehalten wurde, um verschiedenes einzukaufen. Nachdem er bereits eine halbe Meile zurück gelegt hatte, so kehrte er in einer Dorfschenke ein, um zu trinken Hier traf er von ohngefähr einen reisenden Handwerkspurschen an, einen jungen Menschen von zwey und zwanzig Jahren, der das Sattlerhandwerk gelernt hatte. Er gerieth gar bald mit ihm in Bekanntschaft, und erfuhr von ihm, daß er erst diesen Morgen von seinem Meister in einem andern angrenzenden Orte Abschied genommen hatte, und nunmehr im Begriff stund, fremde Länder zu besuchen, und in selbigen, wie es unter Handwerksleuten der Gebrauch ist, bey andern Meistern zu arbeiten, und die Jahre seiner Wanderschaft so lange damit zuzubringen, bis er endlich selbst das Meisterrecht erlangen, und in seinem Vaterlande sich als Bürger niederlassen könne. Der Schiffsknecht hörte dieses alles gleichgültig an. Der Sattlergeselle bezahlte darauf an den Wirth einen halben Thaler für genossene Speise und Trank, und machte Anstalt, seinen Wanderstab weiter fortzusetzen, als der Schiffsknecht sich gegen ihn verlauten lies, daß er ihn bis zu der nächsten Meile begleiten, und ihm den nächsten Weg zeigen wolle, aber alsdann einen andern Weg erwählen werde, um nach dem Orte

zu gelangen, wo eben damals ein Jahrmarkt gehalten wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt giengen beyde mit einander weg. Allein, anstatt auf dem rechten Wege zu bleiben, führte dieser Bösewicht seinen Reisegefährten auf einen Abweg, der nach einem Walde gieng. Verschiedene Leute, die ihm begegneten, sagten ihm, daß dieses der rechte Weg nicht wäre; er ließ sich aber von seinem Vorhaben nicht abwendig machen. Der Handwerkspursche, der etwas ermüdet worden, setzte sich nicht weit von dem Walde auf einem Hügel nieder, um sich durch die Ruhe wieder zu erholen. Sein Begleiter nahm nun von ihm Abschied, und zeigte ihm noch vorher den Weg, der durch den Wald gieng, er selbst aber erwählte einen andern Weg, der dicht an der Seite des Waldes nach dem Orte, wohin er reisen wollte, gerichtet war, von welchem er aber allemal in den Wald kommen konnte. Der unglückliche Reisegefährte verlor ihm bald aus den Augen, und begab sich nach dem Gehölze hin, wo er nunmehr das unschuldige Schlachtopfer eines ruchlosen Mörders werden sollte. Hier muß ich anführen, daß es um die Mittagszeit gewesen sey, als beyde vor dem Walde anlangten, und daß der Mörder kurz darauf auch in dem Orte angekommen sey, wo er verschiedenes eingekauft hat, und des Abends wieder in seiner Wohnung sich eingefunden habe.

Ohn-

Ohngefähr vierzehen Tage darauf fanden einige Leute, die durch den Wald giengen, einen todten Körper, bey welchem sich schon die Spuren der Verwesung zeigten, der aber mit Blättern von Bäumen bedeckt war. Man fand ihn noch in seiner völligen Kleidung liegen. Bey weiterem Nachsuchen entdeckten diese Leute ein Felleisen, das ebenfalls mit Laub und Blättern bedeckt war, und worin sich einige Hemder, ein PaarStrümpfe und andere dergleichen Habseligkeiten, nebst einem zerrissenen Brief befunden hatten. Sobald von diesem Vorfall dem Gericht die Anzeige geschehen war, so ward die gerichtliche Besichtigung des Körpers angestellt, und alles, was man noch bey dem Erschlagenen angetroffen hatte, vom Gericht in Verwahrung genommen. Man fand die rechte Seite des Hauptes sehr dick und mit Blute angefüllt, woraus die Sachverständigen, die die Besichtigung verrichtet hatten, den Schluß machten, daß der ermordete Mensch durch einen an diesem Theil des Hauptes empfangenen starken Schlag von einem Stock sein Leben verloren habe. Nun sollte der Mörder ausgekundschaftet werden, damit eine solche abscheuliche Mordthat nicht ungestraft hingehen möchte. Der Mörder, der selbst der Gerichtsbarkeit des Richters unterworfen war, bezeigte nach dieser Entdeckung des Ermordeten nicht die geringste Furcht, noch weniger konnte man aus

seiner Aufführung einen Verdacht auf ihn werfen. Wie es gemeiniglich geschieht, daß solche traurige Vorfälle an dem Orte, wo sie sich zugetragen haben, eine Zeitlang der Gegenstand des Gesprächs in Gesellschaften sind, so geschah es auch hier. Der Mörder lies sich von seinen Nachbarn erzählen, daß man in dem Walde einen todten Menschen gefunden habe, und nicht begreifen könne, wer doch der Mörder seyn möchte. Er hörte diese Erzählungen, ohne sich zu entfärben, gelassen an, und hatte noch Herz genug, seine Verwunderung darüber zu äußern, daß der Mörder so viele Habseligkeiten, die man in dem Felleisen angetroffen habe, nicht auch mitgenommen hätte. Die Obrigkeit hatte viele Schwierigkeiten zu besiegen, ehe sie den Mörder ausfindig machen konnte, Schwierigkeiten, welche mit dergleichen heimlich geschehenen Mordthaten allemal verbunden sind. Man wuste weder den Namen des ermordeten Menschen, noch seine Herkunft, um dadurch die Spuren zu entdecken, von wem er umgebracht worden seyn möchte. Man hatte nicht die geringste Anzeigung, um auf jemand einen gegründeten Verdacht zu werfen. Die Obrigkeit ließ sich aber keine Mühe verdriessen, den Mörder auszukundschaften, und endlich ist es ihr auch gelungen, denselben zu entdecken. Der Gastwirth, in dessen Hause der Mörder und der Ermor-

mordete einander unvermuthet angetroffen hatten, gab hierzu die erste Gelegenheit. Er hinterbrachte der Obrigkeit, daß vor einigen Wochen beyde des Morgens bey ihm eingekehrt wären, und ein Frühstück zu sich genommen hätten; daß der Handwerkspursche ihm einen halben Thaler für die Zehrung gegeben, und ihm den Ort, woher er käme, und die vorhin angeführten Umstände gemeldet habe; daß der Schiffer mit einem starken Stock versehen gewesen sey, und beyde zugleich mit einander weggegangen seyen, auch der erstere sich erboten habe, dem andern den Weg zu zeigen. Auf diese Nachricht erkundigte sich das Gericht an dem Orte, wo der ermordete Handwerkspursche sich bisher aufgehalten hatte, und erfuhr nunmehr, daß derselbe bey einem dortigen Sattler als Geselle einige Jahre gedient habe, daß er, außer seiner Kleidung und der in dem Felleisen gefundenen Habseligkeiten, einen Louisd'or und drey Thaler an kleinen Münzsorten bey sich gehabt habe, wovon er ersteren in seinem Felleisen aufbewahrt, das andere Geld aber in seiner Hosentasche in einem kleinen Beutel bey sich getragen habe. Ein anderer Umstand setzte diese Sache noch in ein helleres Licht. Der Mörder, der bisher noch in der größten Sicherheit lebte, hatte eine Braut, die, nachdem der todte Körper gefunden worden war, einmal von dieser Mordthat mit ihm sprach,

und von ihm die unerwartete Antwort erhielt: der den Todtschlag gethan hätte, möchte wol mehr als neun Thaler bey dem Menschen zu finden gehofft haben; eine solche Kleinigkeit wäre des Todtschlagens nicht werth. Diese unbedachtsame und in der Uebereilung ausgesprochene Worte wurden dem Richter erzählt. Kein Mensch wuste es, daß der Erschlagene gerade so viel Geld bey sich geführt hatte, und wo konnte es der Schiffer wissen, wenn er nicht der Thäter gewesen wäre? In dem Wirthshause, wo beyde einander von ohngefähr angetroffen hatten, ward hievon gar nicht gesprochen, noch weniger hatte der junge Mensch sein Felleisen geöfnet, und sein Geld sehen lassen. Es war auch nicht zu vermuthen gewesen, daß er ihm aus einer unbesonnenen Treuherzigkeit unterwegens diese geringe Baarschaft bekannt gemacht haben sollte. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren, des verdächtigen Menschen sich zu bemächtigen, und dieses geschah auch. Er hätte Zeit genug gehabt, sich durch die Flucht zu retten; allein er war so verblendet gewesen, daß er es für unmöglich hielt, daß auch nur der geringste Verdacht wider ihn entstehen könnte. Bey dieser blinden Sicherheit bezeigte er allemal ein trotziges Wesen, und so oft von diesem Vorfall geredet wurde, sah er diese Begebenheit als eine Sache an, die nicht wohl der Rede werth sey.

Ei=

Einige wenige Personen wollten jedoch bemerkt haben, daß, wenn er von ohngefähr von ihnen allein angetroffen wurde, er allemal sehr tiefsinnig und einem Menschen ähnlich gewesen sey, der plötzlich von einem Schrecken überfallen wird. Nach geschehener Verhaftnehmung erkundigte sich die Obrigkeit zuerst bey denen Leuten, die an dem Tage um ihn gewesen waren, als er nach dem Jahrmarkt reisen wollte, wie viel Geld er mitgenommen habe, und in welchen Münzsorten solches bestanden habe? Die Weibsperson, die seine Braut gewesen war, konnte von allen diesen Umständen dem Gericht die beste Nachricht ertheilen. Sie war so aufrichtig, es wirklich zu thun. Sie erzählte: als er sich des Morgens früh reisefertig gemacht hätte, so hätte er aus einem Schrank ohngefähr fünf Thaler genommen, und diese Summe hätte in lauter Landmünzen bestanden, er hätte gar kein Gold in seinem Hause gehabt, auch nicht so viel verdient, daß er Gold hätte einwechseln können. Nachher wurde mit dem summarischen Verhör der Anfang der Untersuchung gemacht. Mit einer verwegenen Miene stellte er sich vor seine Richter, und hörte alle Fragen ohne die geringste Gemüthsbewegung an. Seine Gesichtsfarbe blieb immer einerley, keine Bangigkeit ward an ihm bemerkt, Umstände, die sich sonst bey den meisten Inquisiten ereignen. Ihm schien alles

gleich-

gleichgültig zu seyn. Er gestand, daß er in dem Wirthshause von ohngefähr den Handwerkspurschen angetroffen habe, daß er darauf mit ihm fortgegangen sey, daß er aber nicht weit von dem Walde, als derselbe sich wegen großer Müdigkeit neben dem Wege auf einen Hügel niedergesetzt hätte, ihn verlassen, und seinen Weg nach dem Orte genommen habe, wo er hernach verschiedenes auf dem dortigen Jahrmarkte eingekauft hätte. Er glaubte daher, daß der Erschlagene nachher in einen vesten Schlaf gerathen sey, in welchem er von Mördern überfallen worden sey. Man erkundigte sich bey ihm, wie viel Geld er auf dem Jahrmarkte ausgegeben, und bey welchen Leuten er etwas gekauft habe? Er antwortete, er hätte fünf Thaler bey sich gehabt, er hätte von einem fremden Kaufmann für einige Thaler Kattun und ein Paar Strümpfe gekauft, das übrige hätte er verzehrt, in einem dortigen Wirthshause, wo er allemal einzukehren pflege, und wo er sehr bekannt sey. Dieses letztere gab dem Gericht Gelegenheit, die dortige Obrigkeit zu ersuchen, um von dem Wirth und dessen Leuten wegen dieser Umstände einige Nachrichten einzuziehen. Man hatte sich in Erwählung dieses Mittels, hinter die Wahrheit zu kommen, nicht geirrt. Die eidlich abgehörten Personen wusten sich noch wohl zu erinnern, daß der Verbrecher, den sie von Person genau kannten,

ten, zu der angegebenen Zeit in dem dortigen Wirthshause gewesen war. Sie erzählten, er hätte daselbst gegessen und getrunken, er hätte sich zwey Bouteillen Wein reichen lassen, und sie setzten noch den merkwürdigen Umstand hinzu, daß er einen Louisd'or aus der Tasche genommen, und denselben gegen geringere Münzsorten gewechselt habe.

Man hielt ihm diese Aussagen vor, und verlangte von ihm zu wissen, woher er das Goldstück empfangen habe; allein er leugnete schlechterdings, daß er in dem Wirthshause Gold gewechselt habe, und führte zu seiner Vertheidigung an, es hätte gar leicht geschehen können, weil damals viele fremde Leute in dem Gasthofe gewesen wären, daß sich die abgehörten Personen geirrt hätten. Die Obrigkeit redete ihm auf das beweglichste zu, die Wahrheit zu gestehen; allein vergeblich. Er blieb bey seiner Aussage, und wollte es auf keine Weise auf sich kommen lassen, daß er einen Mord begangen habe. Ein bloßer Zufall muste aber dennoch die Wahrheit an das Licht bringen. In der Scheuer des Hauses, in welchem der Inquisit wohnte, fand man in einem Winkel unter dem Stroh ein Schnupftuch und ein Stück Papier. Derjenige, welcher diese Entdeckung machte, brachte beydes zu dem Richter, und da man in dem Felleisen des Ermor-

mordeten so wenig, als in seinen Kleidertaschen ein Schnupftuch gefunden hatte, auch das Stück Papier und die Handschrift zu derjenigen paßte, wovon man noch ein Stück in dem Felleisen des Erschlagenen gefunden hatte; so hatte nunmehr der Richter einen hinlänglichen Grund, den Verdächtigen nicht mehr für so unschuldig zu halten, als derselbe anfänglich zu seyn schien. Der Richter setzte das von einander gerissene Papier zusammen, und fand, daß solches ein Schreiben gewesen war, das des Erschlagenen Eltern kurz vor der Antretung seiner Wanderschaft an ihn erlassen hatten. Er hielt das Schnupftuch gegen das Fenster, und entdeckte darin ein H. und G., die Anfangsbuchstaben von des unglücklichen Wanderers Namen. Um noch mehr Gewißheit zu erhalten, ließ man den Meister, bey welchem er als Geselle in Diensten gestanden hatte, und dessen Ehefrau, kommen, und legte ihnen das Schnupftuch vor. Die letztere erkannte solches sogleich für dasjenige, welches der Erschlagene besessen, und sie mehrmals gewaschen hatte. So viel war also gewiß, daß der umgekommene Mensch den Brief und das Schnupftuch besessen hatte; nun kam es noch darauf an, was der Inquisit dazu sagen würde. Man zeigte ihm zuerst das Stück Papier. Mit der frechen Miene eines verstockten Böseweichts sahe er es an, und gestand endlich, daß der Handwerkspursche

pursche es ihm unterwegens gegeben habe, weil er eine Pfeife Toback rauchen, und den brennenden Zunder damit auf der Pfeife vest hätte halten wollen, bis der Toback in Brand gerathen seyn würde. Man wies ihm hierauf das Schnupftuch, dessen Anblick ihn bestürzt machte. Er wuste anfangs nicht, was er hiezu sagen sollte, und beobachtete eine Zeitlang ein tiefes Stillschweigen. Noch leugnete er einige Zeit die That; doch muste er endlich eingestehen, daß er Mörder sey, und die verdiente Strafe leiden.

Eine andere Geschichte von derselben Art.

Auf einem Dorfe in der Lausitz war eine begüterte Wittwe, die ein junger Mensch zu heirathen wünschte. Sie aber konnte und wollte ihn seines Wunsches nicht gewähren, sondern heirathete einen andern. Die verachtete Liebe gebiert Rache, und sie gieng bey ihm so weit, daß er öffentlich von sich hören ließ: er wolle es ihr schon gedenken, daß sie um Haab und Gut kommen sollte. Man achtete nicht auf diese leichtsinnigen Reden.

Einige Tage nach der Hochzeit stand an einem Sonntage früh Haus, Hof und das ganze Gebäude dieser Frau in vollen Flammen, und brannte bis auf den Grund ab. Bey der schärfsten Untersuchung war man nicht im Stande,

auch nur einige Spuren von dieser schrecklichen Mordbrennerey zu entdecken. Daß das Feuer angelegt worden war, gaben alle Umstände zu erkennen; allein wo sollte man den Thäter suchen?

Endlich fielen der Frau die Reden des abgewiesenen Liebhabers ein. Man forschte nach ihm; er wurde ertappt und eingesetzt. Die Inquisition begann.

Mit der ruhigsten Miene hörte er alles an, und bewies seine Unschuld durch folgende unverwerfliche Thatsachen:

Das Feuer, sprach er, ist an dem und dem Tage des Morgens früh ausgebrochen.

An diesem Tage bin ich auf dem und dem Dorfe, welches vier Meilen weit von hier ist, in eben derselben Stunde, da hier das Feuer ausgebrochen ist, an gedachtem Orte in der Kirche gewesen, und bin daselbst vor den Augen der ganzen Gemeine zum Abendmahl gegangen. In einer Stunde kann ich doch nicht vier Meilen weit hin und her gekommmen seyn.

Noch mehr! Ich bin den ganzen Sonnabend vorher an diesem Orte in meinen Geschäften gewesen, habe den Abend in der Schenke nebst andern Fremden zugebracht, habe die Nacht auf der und der Kammer, mit den und den Leu-

ken geschlafen, und bin des andern Morgens mit ihnen in die Kirche gegangen.

Alle von ihm angegebene Zeugen wurden verhört, und sagten einmüthig aus, daß alles, was der Mensch angegeben hätte, die reinste Wahrheit sey.

Konnten ihn die Richter verdammen? Der Mensch hatte auch nicht durch fremde Personen oder erkaufte Mordbrenner bey der Feuersbrunst gehandelt. Scheint er also nicht ganz unschuldig zu seyn? Er war es doch nicht.

Da er eine geraume Zeit gesessen hatte und kränklich wurde; so wurde er besser gehalten, und bekam einen bequemeren Aufenthalt in oder neben dem Richthause, wo er freyer herumgehen durfte. Hier verhielt er sich so ruhig und anständig, daß jedermann Mitleiden mit ihm hatte, und ihn für unschuldig hielt. Indessen waren bey der Inquisition noch einige Umstände ins Licht zu setzen, daß er vor der Hand nicht los gelassen werden konnte.

Darüber vergieng eine geraume Zeit, in welcher die abgebrannten Gebäude der Frau fast gänzlich wieder aufgebaut waren; aber ehe man sichs versah, standen die Gebäude in der Nacht wieder in vollen Flammen, und brannten abermals bis auf den Grund ab.

Nun, rief der Inquisit, da die Nachricht davon auch in die Stadt und in das Haus kam, wo er saß, soll ich es auch wol wieder gethan haben? Es war abermals unerklärbar, wie das Feuer ausgekommen war, und kein Mensch konnte auf diesen Gefangenen verfallen, da er nicht aus seinem verwahrten Zimmer gekommen war.

Ueber der neuen Inquisition wurde die alte beynahe vergessen, und der Mensch drang auf sein Urtheil. Es war nahe daran, daß man ihn los lassen wollte, und nun kam der Zeitpunkt, da Gottes Vorsehung die versteckteste Bosheit entdecken und ans Licht bringen wollte, was im Finstern so tief verborgen war, daß keines Richters — keines Menschen Auge dahin dringen konnte.

Der Delinquent gieng an einem Sonntag in die Zuchthauskirche, wo der Prediger, ohne alle Rücksicht auf ihn, die Materie abhandelte: daß die Verdammniß und Unseligkeit derer, die hier ihre Sünden vorsetzlich zu verheimlichen suchten, und dadurch viele Unschuldige in Verdacht brächten, in jener Welt gar viel größer seyn würde, als derer, die Gott und der Obrigkeit die Ehre gäben, und sie bekennten.

Dies war das Feurr, das sein Gewissen anzündete, der Hammer, der sein Herz zerschlug.

schlug. Unruhig kam er zurück, und lies gleich nach der Predigt den Prediger zu sich bitten, dem er geradezu bekannte:

„Daß er von beyden Mordbrennereyen, ohne die geringste Beyhülfe anderer, in eigener Person der Thäter sey.“

Der Mordbrenner hatte alles darnach eingerichtet, daß er, wenn etwa Verdacht auf ihn fiele, durch die Lokalumstände los gesprochen würde. Wirklich war er Sonnabends vor der ersten Feuersbrunst in dem, vier Meilen weit entlegenen, Dorfe gewesen. Wirklich war er des Abends mit den angegebenen Personen in der Schenke gewesen, hatte mit ihnen in einer Kammer geschlafen, war mit ihnen den andern Morgen in die Kirche und zum Abendmahl gegangen, und — hatte doch in eigener Person das Feuer angezündet.

Wie hatte er das gemacht? Er hatte die Feuermaterialien eine geraume Zeit schon vorher an dem Orte, wo er das Feuer anlegen wollte, verborgen, und sich darauf vier Meilen hinweg begeben, aber sich den kürzesten Weg sorgfältig und genau gemerkt. In der Nacht, da die Leute in dem ersten Schlaf lagen, stieg er zum Fenster hinaus, rannte in vollem Lauf nach dem Orte zu, legte sein Feuer an, eilte eben so schnell zurück, stieg wieder in die Kammer, legte sich zu

Bett, ohne daß es jemand bemerkt hatte, und gieng den andern Morgen ruhig mit seiner Gesellschaft in die Kirche. Das Feuer aber hatte er so angelegt und berechnet, daß es nach Rechnung just des andern Morgens früh, wenn er dort zum Abendmahl gienge, ausbrechen muste, wie auch geschah.

Aber wie das zweytemal? Da er ein gelindes Gefängniß hatte, so war es ihm leicht, sich in des Stockmeisters Hause mit einigen Feuermaterialien: Stahl, Stein, Schwamm und Schwefel, zu versehen. Er sahe, wo der Stockmeister die Schlüssel hinlegte, bemächtigte sich derselben, schlich sich des Nachts heraus, legte das Feuer an, und wie er wieder in seinem verschlossenen Zimmer war, stand das Haus der Wittwe in vollen Flammen.

Nachdem er sein Verbrechen eingestanden hatte, so muste er die Strafe leiden, welche auf die Mordbrennerey gesetzt ist.

Noch eine ähnliche Geschichte.

Auf einem gewissen Dorf, nicht weit von Magdeburg, ward auf dem Felde eine ermordete Weibsperson gefunden; der Thäter aber konnte nicht ausfindig gemacht werden. Man hatte zwar Verdacht auf einen gewissen Menschen im Dor-

Dorfe, der mit der Entleibten umgegangen war; man konnte es ihm aber mit nichts beweisen.

Der Prediger des Orts gieng auch aufs Feld, um die Stelle zu besehen, wo die Mordthat geschehen war. Da fand er noch die mit Blut bespritzten Steine. Einen solchen Stein nahm er mit nach Haus, und lies nun alle Mannsleute seiner Gemeine in sein Haus zusammen kommen. Mitten in der Stube lag der mit Blut bespritzte Stein auf einem Tische. Der Mann trat hin, nahm den blutigen Stein in seine Hand, zeigte ihn allen Anwesenden, und sprach mit Thränen in den Augen und mit Nachdruck an das Gewissen der Leute.

Nach einer rührenden Rede trat er näher zu den Leuten und sprach: wer unter euch ein gutes Gewissen hat, der nehme diesen mit Menschenblut befleckten Stein in seine Hand, wie ich es mache — halte ihn zu Gott im Himmel und spreche: ich bin unschuldig an diesem Blute. Dies geschah. Der Prediger zuerst. Die andern folgten, einer nach dem andern. Als die Reihe an den Thäter kam, den die übrigen alle schon scharf ansahen; so war er blaß, wie der Tod — zitterte an Händen und Füßen. Wie er nun eben zugreifen und den Stein aufheben wollte, fuhr er zurück und schrie: was soll ichs leugnen? ich habe es gethan. Dies Blut zeu-

get wider mich. Gott sey mir armen Sünder gnädig!

— — — —

Bey Boosten im Churhannöverschen passirten vor einigen Jahren drey Schweinetreiber den Zoll, und verzollten an die dreyßig Schweine, die sie nach dem Thüringischen trieben, speiseten auch alle drey in dem Wirthshause bey dem Zoll. Wol vier Wochen nachher wurde der Amtsbote ausgeschickt, und sein Weg führte ihn durch einen Wald, wo er nicht weit von dem Wege im Gebüsch einen, seiner Meynung nach, schlafenden Menschen fand.

Als der Bote näher kam, sahe er, daß es ein mit Kopfschlägen getödteter Mensch war, der schon in völliger Verwesung lag. Sogleich kehrte er um, und that die Sache dem Justizamtmann kund. Dieser, ein sehr thätiger und braver Mann, lies den Körper aufheben, einbringen und seciren. In seinen Kleidern wurde auch nicht das allergeringste gefunden, woraus man einige Nachricht hätte nehmen können, wohin oder woher? Indessen waren alle Merkmale einer gewaltsamen Ermordung vorhanden. Wo sollte man aber die Thäter suchen? Obgleich in allen benachbarten Gegenden Nachfrage, und auch in öffentlichen Blättern Anzeige und Beschreibung des gefundenen Ermordeten geschah; so

so konnten doch keine eigentliche Steckbriefe ausgeschickt werden, weil man die Thäter nicht kannte, noch weniger beschreiben konnte. Nirgends war man im Stande, über die Sache einiges Licht zu bekommen. Dies bekümmerte den rechtschaffenen Amtmann sehr, und er konnte deswegen weder Tag noch Nacht ruhen. Auch der wachsame und rege Trieb dieses Mannes, die Bosheit zu entdecken, war Vorsehung Gottes.

Als er wol vier Wochen hernach eine ganze Nacht über die Sache nachgedacht hatte, so konnte er kaum den Morgen erwarten. So stark war bey ihm der Trieb, die Mordstätte noch einmal in genauen Augenschein zu nehmen. Er ritt ganz allein hinaus, und untersuchte alles, konnte aber nicht das geringste entdecken. Endlich sah er wol zwölf Schritte davon im dicken Gebüsche etwas Weißes schimmern Er kroch durch, und fand ein kleines Zettelchen mit der Schrift: so viele Schweine verzollt. Vooften an dem und dem Dato; aber ohne Namen derer, die den Zoll entrichtet hatten. Also ein Zollzettel! halt! dacht' er, nun bist du auf der Spur. Von der Stätte ritt er nach dem Zollhause, und vernahm den Wirth über den Zollzettel. Ja, sagte dieser, den hab' ich für drey Schweinetreiber unter gesetztem Dato geschrieben, die dreyßig Schweine verzollt haben. Sie ha-

ben auch hier gegessen, und giengen nach dem Thüringischen.

Schon mehr Licht! Was haben sie gegessen? fragte der Amtmann. Ja das weis ich nicht mehr, aber meine Frau wird es wol noch wissen. Diese: es war an einem Freytag, da ich gewöhnlich sauren Kohl und Schweinefleisch koche. Nun fiel dem Beamten die Sektion ein, daß sie noch in dem Magen des Ermordeten den völlig unverdauten sauren Kohl gefunden hatten.

Nun war es fast gewiß, daß zwey von den Schweinetreibern ihren dritten Kameraden ermordet hatten. Aber wie waren nun die Mörder auf das vorsichtigste auszuforschen? Der Beamte wählte sich einen klugen und verständigen Schulzen, unterrichtete ihn von allen Umständen, gab ihm sein Pferd, und befahl ihm, von Dorf zu Dorf, von Spur auf Spur, den beyden Schweinetreibern nachzuforschen, bis er erführe, wo sie ansäßig wären. Zugleich gab er ihm das gebührende Requisitoriale an alle und jede Obrigkeiten mit, wenn es etwa nöthig wäre, sie arretiren zu lassen. Dieser Mann war so glücklich, sie auf dem ganzen Wege von 15 bis 18 Meilen, Station für Station, wo sie gewesen waren, zu verfolgen, und endlich im Thüringischen an den Ort ihres Aufenthalts zu gelangen. Noch am späten Abend meldete er

sich

sich bey dem Justiziarius des Orts, und fragte, ohne sich etwas merken zu lassen, ob diese beyden Leute hier ansäßig wären? Da es der Justiziarius bejahete, so rückte er mit seiner Ordre heraus. Allein dieser machte allerhand Bedenklichkeiten, sie noch in der Nacht arretiren zu lassen Sie könnten leicht entspringen, sagte er, wenn man sie in der Dunkelheit greifen wollte, er möchte es doch bis morgen früh anstehen lassen. Dieses muste der Schulze, wiewohl ungern, eingehen. Da sie aber des andern Morgens hingiengen, so hatten sie sich schon in der Nacht geflüchtet, weil ihnen, es sey, auf welche Art es wolle, aus des Justiziarii Hause, von der Nachsuchung etwas bekannt gemacht worden seyn muß.

Unverrichteter Sache muß der Schulze wieder zu seinem Amtmann zurückkehren. Dieser aber kann nicht ruhen; was dort vorgegangen ist, sprach er zum Schulzen, soll sich in der Folge schon finden. Aber wir können es nicht dabey bewenden lassen. Reitet ihr wieder zurück, und fangt von dem Orte an, aus welchem sie geflüchtet sind, ihnen von Station zu Station aufs neue nachzuforschen. Der Himmel, der uns schon so viel Licht gegeben hat, wird diese Mörder nicht entwischen lassen.

Der

Der verschlagene Schulze machte sich abermals auf den Weg, und fieng von dem Orte, wo sie ansäßig und geflüchtet waren, in allen Wirthshäusern und auf allen Nebenwegen seine Untersuchung an, und war so glücklich, ihnen wieder auf die Spur zu kommen. Er verlor sie einigemal, fand sie wieder, und so verfolgte er sie, bis bey Hamburg. O! denkt er, nun wird alle deine Mühe vergeblich seyn; ganz gewiß sind sie da zu Schiffe gegangen; indessen willst du doch, da du so nahe bist, Hamburg besehen.

Er kommt an, und tritt in dem ersten dem besten Wirthshause ab. Wie wirst du, denkt er, in einer so volkreichen Stadt dein Nachsuchen anstellen können? Allein der eine Mörder war ihm näher, als er dachte. Die Vorsehung hatte ihn nicht von ohngefähr in dieses Wirthshaus geführt. Als er sich in der Wirthsstube nach verschiedenen Umständen erkundigt hatte, so geht er heraus, tritt in die Hausthür, und sieht sich auf der Straße um. Gegenüber ist ein Keller, aus welchem die Leute Getränke holen, und indem er da steht, so kommt ein Kerl mit einem Korbe voll Bouteillen heraus, dem ers gleich ansieht, daß er ein Fremder ist, und nicht zu den Hamburgern gehört. Er erkundigt sich ganz von fern bey dem Wirth und bey den Umstehenden nach dem Hause, nach den Leuten, die dar-

darin sind, und nach diesem Kerl. Dieser, sagte der Wirth, ist mit noch einem andern erst vor 14 Tagen aus Thüringen hier angekommen, und hat sich in diesem Hause als Hausknecht vermiethet; der andere aber ist als Matrose zu Schiffe gegangen.

Nun hast du ja, denkt er, was du haben willst. Sogleich geht er zu dem regierenden Bürgermeister, und offenbart ihm die ganze Sache. Der Mensch wird arretirt, und sogleich gesteht er auch das ganze Faktum.

Noch eine Geschichte von der Art.

Während daß ein Hausvater verreiset war, fiel es seinen treulosen Hausgenossen ein, eine ansehnliche Summe zu stehlen, die er in einem Schranke verschlossen hatte. Sie erbrachen eines Abends den Schrank mit Gewalt, nahmen das Geld heraus, verbargen es so gut, daß kaum eine Möglichkeit, es zu finden, erdenklich war, und giengen nun ruhig zu Bette. Am Morgen machten sie Lärm, riefen die Nachbarn herbey, und spielten ihre Rolle so künstlich, daß auch nicht der mindeste Argwohn auf sie fiel. Sie hatten aber, um einen nächtlichen Einbruch wahrscheinlich zu machen, auch ein Fenster eingeschlagen, damit man glauben sollte, die Diebe wären durch dieses in das verschlossene Zimmer

ge-

gestiegen. Und gerade dies Fenster wurde ihr Verräther, denn es zeigte sich bey genauer Untersuchung, daß die Scherben der zerbrochenen Scheiben nicht im Zimmer, sondern draußen auf der Straße lagen; ein sicherer Beweis, daß das Fenster nicht von außen, sondern von innen war zerschlagen worden. Der Richter zog sie zum Verhör, und überführte sie bald des Verbrechens.

Eine andere.

In einer Münze wurde neugeprägtes Geld vermißt. Es fiel einiger Verdacht auf den Arbeiter, dessen Geschäft es war, beym Prägen die Stücke unter den Stempel zu schieben. Er wurde verhört, und bey dem gänzlichen Mangel aller Beweise, die ihn hätten überführen können, wurde er endlich zum Reinigungseide gelassen. Er legte den Eid ab, und setzte noch denselben Tag seine gewöhnliche Arbeit fort. Aber auf einmal wurden ihm die drey ersten Finger der rechten Hand von dem Prägestock zerquetscht. Da dies eben die Finger waren, die er bey dem Eide aufgehoben hatte; so gerieth er in eine desto größere Angst, und bekannte den Diebstahl und Meyneid.

Eine andere.

In Stockholm erschlug ein Bedienter seinen Herrn, welcher Hauptmann bey einem Schwedischen Regiment war. Er hatte ihm im Bette mit einem Holze einen Schlag gegeben, und ihm dann noch mehrere Stiche mit einem Messer beygebracht. Die ausgezeichnete Grausamkeit des Mordes veranlaßte mehrere deutsche Zeitungsschreiber, die Geschichte zu erzählen. Der Mörder war indessen durch keine Nachforschung zu entdecken. Etliche Jahre nachher fiel in Deutschland einem Offizier, der eben an einem Thore die Wache hatte, ein altes Zeitungsblatt in die Hand, worin eine Nachricht von diesem Morde stand. Kaum hatte er das Blatt aus der Hand gelegt, so kam ein wandernder Handwerkspursche zum Thor herein, der seine Kundschaft vorzeigte, und dann in die Stadt gieng. Da derselbe seinen Huth wieder aufsetzte, fiel ihm ein kleines Stück Papier auf die Erde, womit er seine Haare aufgewickelt hatte. Der Offizier sah, daß auf dem Papier rothe Linien gezogen waren, und hub es auf: das erste, was ihm in die Augen fiel, war der Name des Hauptmanns, von dessen Ermordung er eben gelesen hatte. Er lies den Handwerkspurschen zurück rufen, that einige Fragen an ihn, und brachte ihn auf der Stelle zum Bekenntniß des verübten Mordes.

Noch eine.

In einer kleinen Stadt in der Lausiz wohnte ein Mann, der ein sehr eingezogenes Leben führte. Er hatte die Gewohnheit, nie eine Predigt zu versäumen, und sonderlich jeden Sonntag die Frühpredigt zu besuchen, welche des Morgens um sechs Uhr angieng. Eines Sonntags im Winter dünkt ihn im Schlafe, daß er früh zur Kirche läuten höre. Er springt geschwind aus dem Bett, zieht sich eiligst an, und geht nach der Kirche. Als er hinkommt, findet er alles verschlossen. Er geht von einer Thür zur andern, versucht an einer jeden, ob sie offen sey, und hört endlich die Thurm-Uhr vier schlagen. Nun kehrt er nach seiner Wohnung zurück. Eine kleine Zeit nachher kommt der Küster, um die Lichter in der Kirche anzuzünden, und findet, daß die Altargeräthe gestohlen sind. Er macht Lärm. Da eben in der Nacht frischer Schnee gefallen ist, findet man die Spur jenes Mannes von einer Kirchthür zur andern. Man verfolgt sie, und wird dadurch nach seinem Hause geführt, wo auch sogleich sein Wirth aussagt, daß er schon um vier Uhr ausgegangen, und bald darauf wieder zurück gekommen sey. Was er sagt, um sich zu entschuldigen, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Man bringt ihn ins Gefängniß, wo er sogleich dem Richter gesteht,

steht, daß er zwar an dem ihm zur Last gelegten Kirchenraub unschuldig sey, aber seine jetzige Verhaftnehmung als ein Strafgericht Gottes ansehe, weil er etliche Jahre vorher in seinem Vaterlande einen Menschen ermordet, und sich mit dem Vermögen desselben aus dem Staube gemacht habe.

Eben so sehr wacht die Vorsehung über unschuldig Angeklagte, und rettet sie oft alsdann noch, wenn sie schon alle Hülfe verloren gaben.

In einer angesehenen Stadt ist ein sehr beliebter und exemplarischer Prediger, der wegen seines edlen und menschenfreundlichen Charakters von allen fast angebätet wird. Auf einmal wird dieser Mann von einer fremden Weibsperson angeklagt, daß er sich auf unerlaubte Art mit ihr abgegeben habe. Man stelle sich das Erstaunen des Mannes und der Stadt vor. Der Prediger ist dabey ganz ruhig, und fordert, wie die Obrigkeit, die strengsten Beweise.

Das Mensch ist so verwegen, daß es sich auf verschiedene Lokal- und Familienumstände beruft, und sie dem Manne mit der äußersten Frechheit ins Gesicht sagt, ja sich den schmählichsten Strafen und Züchtigungen unterwirft, wenn sie die Sache nicht erweisen würde. Da dies

dies alles aber noch nicht für hinreichend erkannt wird, so sagt sie: nun wolle sie den Beweis geben, den doch niemand in Zweifel ziehen würde. Sie sollten den Mann visitiren lassen, ob er nicht an verborgenen Stellen seines Leibes die und die Maale habe. Daran würde doch jedermann erkennen, daß sie sehr vertraut müsse mit ihm umgegangen seyn.

Dies muß den Rechten nach geschehen; es findet sich alles so, wie das Mensch angegeben hatte. Gleichwohl sagt der Defensor mit Recht: es gebe mehr als einen Fall, wodurch die boshafte Person dieses alles habe erfahren können, und der Mann könne dennoch unschuldig seyn. Man müsse die Sache anstehen lassen, und nach diesen Umständen schärfer und näher inquiriren.

Während dieser Inquisition kommt aus Hamburg ein Steckbrief, darin diese Person als das liederlichste und boshafteste Weib charakterisirt wird, die schon viele honette und ehrliche Leute angeklagt habe, daß sie mit ihr hätten zu thun gehabt; sie sey aber ausgetreten, und jede Obrigkeit würde ersucht, sie in Verhaft zu nehmen, wo sie sich antreffen ließe.

Hierauf wird sie vorgefordert, und ihr dieses vorgehalten. Da gesteht sie alles, daß sie eben darum den Mann angeklagt habe, weil er in solcher Liebe und in einem so guten Ruf gestan-

standen hätte, und sie habe sich ein desto ansehnlicheres Geschenk versprochen, wenn der Mann seinen Ruf nicht habe wollen sinken lassen. Allein wie war sie dann zu der Kenntniß der andern Geheimnisse gekommen? Sie hatte sich nach den Personen erkundigt, die den Mann in seiner Kindheit gewartet hatten, und war mit dessen Amme bekannt geworden, die ihr diese Umstände sehr genau hatte angeben und bezeichnen müssen. Sollte man es glauben, daß die Bosheit so weit gehen könne? Jedermann jauchzte über die Ehrenrettung des unschuldigen Mannes, und die Liebe wuchs nachher gegen ihn noch mehr, als sie vorher gewesen war. Natürlicher Weise erfolgte auch eine Bestrafung, die eines solchen Verbrechens würdig war.

Eine ähnliche Geschichte.

Ein Mädchen, Namens Salmon, das bey Caen bey einem Herrn in Diensten stand, ward beschuldigt, daß es ihn vergiftet habe. Es ward gefänglich eingezogen, und man fand die Beweise so klar, daß es von dem Amte zu Caen verurtheilt wurde, die außerordentliche Tortur auszustehen, und nachher lebendig verbrannt zu werden. Ein Urtheil des Parlaments zu Rouen vom 17ten May 1782 bestätigte diese Sentenz, und das Mädchen wurde nach Caen gesandt, um daselbst die Strafe zu leiden.

Zum Glück las ein Advokat die Akten, und entdeckte in denselben Spuren ihrer Unschuld. Er hielt um Aufschub der Vollziehung ihres Urtheils an, und erhielt ihn durch ein ordentliches Arret. Dies kam zu Caen in dem Augenblick an, da man den Scheiterhaufen schon fertig machte, und im Begrif war, das Mädchen auf die Folter zu bringen. Das Arret des Parlaments von Rouen wurde hierauf kassirt, und nach einigem Aufschub kam die Sache vor das Parlament von Paris, wohin auch das Mädchen transportirt wird. Endlich ward daselbst das Mädchen für unschuldig erklärt, und von dem Verbrechen der Vergiftung völlig los gesprochen.

Die Richter selbst begaben sich hierauf nach dem Gefängniß, kündigten der Unschuldigen ihre Freyheit an, und beschenkten sie reichlich mit Geld. Des Nachmittags gieng sie mit dem Advokaten, der sie von dem Scheiterhaufen befreyt hatte, im Garten des Palais Royal spazieren, wo sie ebenfalls von der Menge, die sich um sie herum versammlete, viel Geld zum Geschenk erhielt. Bald darauf zählte sie schon 50,000 Livres an milden Beyträgen, die sie in weniger als fünf Tagen empfangen hatte.

Noch

Noch einige Beyspiele von scheinbaren Todten.

In der Herrschaft Königsbrück in der Oberlausiz starb die Gräfin Friese, und ward in der Familiengruft in dem Städtchen Königsbrück beygesetzt. Den Tag darauf hörte man ein Pochen in der Gruft. Man sucht den Schlüssel, ohne ihn zu finden. Sogleich wird an den Grafen nach Dresden, drey Meilen von Königsbrück, eine Stafette abgeschickt, und um schnelle Uebersendung des Schlüssels zum Erbbegräbniß gebäten; alles Nachsuchens ohngeachtet findet sich der Schlüssel nicht. Auch in Königsbrück wurde noch einmal, aber vergeblich, gesucht. Endlich findet er sich in Dresden, und er wird durch eine Stafette überbracht.

Indessen hatte das Pochen längst aufgehört. Bey Eröfnung der Thür fand man — welch ein schauderhafter Anblick! — die nun wirklich Verstorbene auf der obersten Stufe der Treppe sitzen, mit blutigen Händen und Fingern, die vermuthlich vom Kratzen und Pochen wund worden waren.

— — — — —

In Haynewalde in der Oberlausiz, eine Meile von Zittau, starb 1762 der Preußische Kammerherr von Kaniz im zwey oder drey und siebenzigsten Jahre. Dieser erzählte mehrmals

von einer Wiederauflebung, die er selbst an sich erfahren hatte. Als ein ganz junger Mensch diente er als Volontär unter seinem Onkel, der als Feldmarschall in Italien kommandirte. Auf dem Marsche wurde er krank, und auf einem Wagen für halbtodt nachgefahren. Am Abend, als die Truppen in ihr Quartier einrückten, starb er vermeintlich, und sollte den Tag darauf, an dem die Truppen Rasttag hatten, sogleich begraben werden, weil sie sich daselbst nicht verweilen konnten. Den folgenden Morgen wurde in einem großen Vorhause die Leiche in offenem Sarge den Neugierigen zur Schau aufgestellt. Wegen eröfneten Thoren im Hofe und nach der Straße zu muste ein kühler Luftzug ihn wieder zu sich selbst gebracht haben, wie er selbst vermuthete. Genug, er richtete sich in die Höhe, und fragte, wo er sey, und was sie mit ihm vorhätten? Er lebte hernach noch eine lange Zeit bis 1762.

— — — — —

Der geschickte Arzneygelehrte P. in Baiern ward in seiner Jugend zu Ingolstadt, wo er die Arzneywissenschaft studirte, gefährlich krank, und es erfolgte bey ihm jener Uebergang in starre Sinnlosigkeit, die man für ein gewisses Zeichen des Todes zu halten pflegt. Dr. P. ward also als ein Todter behandelt: er wurde entkleidet, ge-

gewaschen und aufs Brett gelegt. Was aber seinen Zustand erschrecklich machte, war dies: daß er alles selbst mit ansehen muste. Er sah, hörte und fühlte. Sein Körper war starr, und wie todt; aber er lebte. Er hörte die Klagen seiner Freunde und Verwandten, war sich seines Zustandes bewust, sah die Anstalten zu seiner Beerdigung, und den Tischler das Maas zu seinem Sarge nehmen. Eine entsetzliche Lage!

In der Nacht vor dem Begräbnißtage, als er auf dem Todtenbette sein Bewustseyn mit der äußersten Spannung auf seinen Zustand heftete, kam ihm die Bewegungskraft wieder. Aber seine Hände waren ihm mit Wachs und einem Rosenkranze so vest zugeknäult, daß er sie nicht brauchen konnte. Er sträubte und bäumte sich, so viel er konnte, und unter diesem Sträuben warf er mit dem über ihn gelegten Tuche die neben ihm stehende Lampe um. Dieses Getöse machte diejenigen, die in einem andern Zimmer wachten, aufmerksam. Sie kamen, erschraken, flohen, kehrten wieder zurück, und nahmen ihn endlich auf sein wehmüthiges Jammern unter die Lebenden auf.

Er versicherte seinen Freund, aus dessen Munde die Erzählung kommt, daß ihm in diesem seinem Zustande drey Dinge besonders peinlich gewesen wären. In seiner vermeintlichen

Sterbestunde sprach ihm nemlich der Geistliche so eifrig zu, daß ihm jede Silbe wie ein Dolchstich schmerzhaft durch die Ohren drang. Der zweyte physische Schmerz, den er am lebhaftesten empfand, bestand darin, daß man ihm den Mund, den er in seiner Erstarrung offen hatte, mit Gewalt zudrücken wollte. Besonders gab sich einer seiner Schulfreunde alle Mühe, dieses zu bewirken, indem er die eine Hand über den Scheitel des vermeinten Todten vest anstemmte, und mit der andern das Kinn aus allen Kräften aufwärts drückte. Der Erstarrte glaubte, daß ihm dieser Liebesdienst die Fugen der Kinnladen ganz gewiß zersprengen würde. Er litt dadurch ungemeine Schmerzen. Endlich das dritte war das Besprengen mit eiskaltem Weihwasser, wovon jeder Tropfen, der ihm ins Gesicht kam, sein Innerstes erschütterte. Dennoch schrieb er diesem Wasser seine Rettung zu; denn da man ihn auf seinem Todtenbette aus frommer Freygebigkeit sehr oft damit besprizte, so kam, wie er deutlich fühlte, eine gute Portion davon durch den doch noch offenen Mund in den Schlund, und dieses verursachte, wie er glaubt, den Reiz, der ihm die Bewegung wiedergab.

— — — —

In einem Holsteinischen Dorfe wurde im Jahr 1788 ein Prediger, Namens Herfeld, der öfte-

öftere Zufälle von Schlagflüssen hatte, lebendig begraben; das Getöse aber, das er in seiner gewölbten Gruft machte, und welches der, ein neues Grab aufschaufelnde, Todtengräber hörte, rettete ihm wieder das Leben. Entsetzlich ist die Beschreibung, welche dieser Mann von seinem Wiedererwachen im Grabe machte.

— — — —

Im Jahr 1789 wurde eine Bürgersfrau in einer Preußischen Stadt unvermuthet vom Blutsturz überfallen. Dieses Uebel war so anhaltend heftig, daß man die Frau im Paroxismus für todt hielt, und zu ihrem Begräbniß Anstalten machte. Sie wurde aus dem Bette genommen und in eine Kammer gelegt. In diesem Zustande blieb sie vier und zwanzig Stunden, bis sie ganz von selbst wieder Leben erhielt.

— — — —

Ein junger Mann fiel in eine Krankheit, die einer Auszehrung ähnlich war. Seine Frau und die, welche um ihn waren, hielten ihn schon für todt. Er erzählte, daß er gehört hätte, wie man bey seinem vermeinten Tode das Fenster geöfnet habe, und was die Umstehenden gesprochen hätten. Der Ortsbader (es war auf dem Lande) habe ihm die Augen zugedrückt, und dies sey ihm am beschwerlichsten gefallen. Ihm sey

gewesen, als ob er in einem sanften Schlummer liege, und er habe so bey sich gedacht, er schlummere jetzt hinüber in die andere Welt. Ueber den Bader, der ihm die Augen zugedrückt habe, habe er sich in seinem Sinne geärgert, daß er ihm jetzt solche Schmerzen macht, und ihn noch aufhalte. Dieser Mann ist wieder genesen.

Die Reise nach Babylon, eine morgenländische Geschichte.

Kaum schimmerten die ersten Strahlen der Sonne, als ich mich auf meinen Esel setzte, und den Pfad einschlug, der auf die große Straße nach Babylon führt. O wie gern, rief ich aus, wie vergnügt und heiter irren meine Blicke auf diesen Hügeln umher! Wie viel Blumen auf diesen Wiesen! mit welchen stärkenden, süßen Gerüchen durchströmen sie die Luft! Eine schöne Allee von Bäumen ist mein Weg, in deren Schatten mein Esel und ich ruhen können, wenn es uns gefällt. Wie glänzend ist der Himmel! wie schön der Tag! wie rein die Luft, die ich athme! Zu eilen habe ich auch nicht nöthig; denn mit meinem guten Lastthier komme ich noch zu guter Stunde des Tages in Babylon an.

So sprach ich, und war trunken vor Freude; ich sah meinen Esel mit Gefälligkeit an, und streichelte ihn mit meiner Hand, als ich plötz-

plötzlich ein Geräusch hinter mir hörte, und da ich hinter mich sah, erblickte ich auf schönen Kameelen einen Trupp Männer und Weiber heranziehen. Sie hatten ein ernsthaftes verachtendes Ansehen, waren alle mit langen Purpurröcken bekleidet, mit Gürteln von Gold geschmückt und mit Edelgesteinen besäet. In wenigen Augenblicken hatten ihre Kameele mich eingeholt, und in der Nähe ward ich durch ihren Glanz noch mehr geblendet. Wie klein kam ich mir jetzo auf meinem Esel vor! Ich mochte mich aufrichten, ich schien darum nicht größer. Kaum reichte mein Haupt an die Sohlen ihrer Füße: mein Stolz war sehr beleidigt, und dennoch wollte ich ihnen nachfolgen.

Mit Ungeduld trieb ich also meinen Esel an; ich wünschte, daß er sich auf einmal zu der Höhe des größten Kameels erhübe, und seine Ohren weit über die Häupter der Kameele emporstreckte. Ich trieb, ich spornte; er eilte auch, was er konnte. Aber sechs seiner Schritte legten kaum so viel Wegs zurück, als ein Schritt des Kameels. Ich verlor sie aus dem Gesicht, und gab zugleich alle Hofnung auf, sie zu erreichen. Welch ein Unterschied, rief ich aus, zwischen ihrem Schicksal und dem meinigen! Warum sind sie nicht an meinem Platz? warum ich nicht an dem ihrigen? Ich Elender gehe allein, auf dem schlechtesten und langsamsten der

Thie-

Thiere, sie hingegen traben stolz einher, und schienen sich sogar meines Gefolges zu schämen.

Unter diesen Betrachtungen sank mein Zügel: mein Esel wird gewahr, daß ich ihn nicht mehr treibe; er geht langsam und immer langsamer fort, bis er endlich von dem Wege abgeht. Die Wiese lockte ihn an; er steht still, läßt seinen Kopf sinken und frißt. Das schöne Gras scheint ihn auch zur Ruhe einzuladen; er legt sich nieder, und ich falle. Ich falle und erwache aus meiner Träumerey, sehr zornig über mein träges Lastthier, als eben ein neues Geräusch von tausend Stimmen mein Ohr erfüllt. Ich schaute abermal zurück; siehe da, ein weit zahlreicherer Trupp, als der erste war. Ihre Reitthiere waren so bescheiden, als das meinige; ihre langen leinenen Röcke beschämten den meinigen nicht; vertraulich besprachen sie sich unter einander, und ich faßte das Herz, den nächsten anzureden. Wie sehr ihr auch eilt, sprach ich zu ihm, so werdet ihr doch auf euren Thieren nie jene erreichen, die auf ihren stolzen Kameelen so weit vor euch sind. Dafür werden wir uns wol hüten, antwortete er. Die Unsinnigen setzen ihr Leben in Gefahr, und wozu? Damit sie einige Augenblicke eher anlangen, als wir. Wir gehen alle nach Babylon. Eine Stunde eher, eine Stunde später, in einem leinenen oder in einem Purpurrock, auf einem Esel

oder

oder auf einem Kameel, was liegt daran, wenn man angelangt ist? Und selbst auf der Reise, was liegt daran, wenn man sich zu ergötzen weis? Ihr zum Beyspiel, wie stünd' es um euch, wenn ihr bey eurem jetzigen Falle ein Kameel gehabt hättet? Ich schämte mich und antwortete nichts, sah aber hinter mich und erstaunte. Männer, Weiber und Kinder folgten uns als Fußgänger nach, und noch dazu waren ihre Rücken mit Lasten beschwert. Indessen sangen einige, einige hüpften auf dem weichen Grase. Wir gehen alle nach Babylon, riefen sie frölich, und die Kinder lalleten nach, was die Alten sprachen. Sie gehen alle nach Babylon, sprach ich, und sind frölich unter ihrer Bürde; und ich, ich sollte betrübt seyn? — Vergnügt setzte ich mich auf mein Thier, und ritt meinem Tröster zur Seite. Ich unterredete mich mit ihm, und fühlte mich erleichtert, als sey mir eine Bürde von den Schultern genommen, oder ein Stein von der Brust gewälzt.

So zogen wir fort, und ehe wir anlangten, trafen wir den größeren Theil der ersten Reisenden unvermuthet und in einem schlechten Zustande wieder an. Ihre Kameele hatten sie abgeworfen; ihre langen Purpurröcke, ihre Gürtel, von Gold und Edelsteinen bedeckt, waren mit Koth überzogen. — Damals lernte ich die Kleinheit der menschlichen Größe kennen, und

ward,

ward, zwar nicht gleichgültig, aber doch sehr getröstet über der Menschen verschiedenes Schicksal. Wir kommen alle nach Babylon, sprach ich, und der Fußgänger langt oft frölicher und glücklicher daselbst an, als der stolze Reuter. Indessen ists angenehm, eine gute Reisegesellschaft, und gemächlich ein treues Lastthier zu haben, das uns an Ort und Stelle trage.

Das Mittel, die Todten zu erwecken, ein morgenländisches Mährchen.

Feridun, ein König von Persien, war untröstlich über den Tod der schönen Irandokte, die in seinen Armen verschieden war. Er wollte dieser geliebten Gemalin ins Grab nachfolgen, und hatte schon drey Tage und drey Nächte ohne Nahrung und ohne Schlummer in Einsamkeit und heftiger Verzweiflung zugebracht Schon schien der Tod das Schwerd gegen ihn aufzuheben; als ein Weiser aus Indien, der bey dem König in hohen Gnaden stand, in das einsame Gemach trat, in welchem der König trauerte. König der Könige, hub der Weise an, zürne nicht, daß ich es wage, deine Einsamkeit zu stöhren. Ich komme nicht, deinen gerechten Schmerz durch eitlen Trost zu beleidigen und zu vermehren, sondern dir nahe Rückkehr des Glücks zu verkündigen, dessen Verlust du beweinest.

Bald,

Bald, glaube mir, bald wird die Königin selbst die Thränen abtrocknen, welche du um sie vergießest; sie wird leben, und dein und unser Glück erneuern. Du erstaunest über meiner Rede; aber wisse, großer König, daß ich in den Schriften eines alten Weisen ein Mittel gefunden habe, die liebenswürdige Königin ins Leben zurückzurufen: ein sicheres Mittel, das eben so leicht, als gewiß ist. Es bedarf weiter nichts, als daß man drey vollkommen glückliche Menschen finde, und ihre Namen auf das Grab der Königin schreibe. Die bloße Kraft dieser drey Namen wird dir eine geliebte Gemalin und deinen Unterthanen eine beweinte Wohlthäterin wiedergeben. Ich will leben, rief der König, ja ich will leben, um noch dieses wundervolle Mittel zu versuchen. Wähle du selbst, weiser Kulai, die drey glücklichen Sterblichen, welche du nöthig hast. Wenn sie mir meine theure Gemalin wieder geben, so werde ich allein glücklicher seyn, als sie alle drey. Alsobald lies er einen Befehl ausgehen: daß alle, die ein vollkommenes Glück genössen, vor dem Philosophen erscheinen, seine Fragen ohne Zurückhaltung beantworten, und ihm eine richtige Abschrift ihrer Namen übergeben sollten; denn auf der schleunigen Erfüllung dieser Punkte beruhe das Leben des Feridun und die Auferstehung der Irandokte.

Kaum

Kaum war dieser Befehl auf dem großen Platze ausgerufen worden, als ein junger Mensch zu dem Weisen fast außer Athem gelaufen kam, und zu ihm sagte: ich heiße Kobad — hier ist mein richtig geschriebener Name — weckt die Königin auf. Er setzte noch hinzu: aber jetzt gleich, wenn es seyn kann; denn ich muß euch sagen, Herr, es ist keine Zeit zu verlieren. Warum diese Eile? fragte der Weise. Herr, antwortete Kobad, ich liebe die reizende Menulon, das vollkommenste Geschöpf, das Gott geschaffen hat. Aber die Schöne ist von jenem veränderlichen Eigensinn, den man an ihrem Geschlecht tadelt, nicht ganz frey. Gestern verbannte sie mich aus ihrer Gegenwart, heute ruft sie mich wieder zurück, und heute bin ich der Glücklichste unter allen Menschen. Ob ich es morgen noch bin, das weis ich nicht. Ich verstehe, unterbrach ihn der Weise, du bist der Glücklichste unter den Menschen, so lange du von der schönen Menulon geliebt wirst; und sie liebt oder verjagt dich, nachdem sich das Wetter ändert. Das ist eine seltsame Glückseligkeit! Lieber wollt' ich ein abwechselndes Fieber haben, dessen Anfälle wenigstens eine gewisse Stunde halten, und bey dem man weis, wessen man sich zu versehen hat. Nimm deinen Namen zurück, Jüngling; er ist zur Auferweckung der Königin untauglich.

Einige

Einige Tage nachher kam ein Paar Liebende, die besser aufgenommen wurden. Zalzar und Balkis hatten sich seit vier Jahren auf das vernünftigste und zärtlichste geliebt. Ihre Liebe hatte manche Widerwärtigkeit bestanden, endlich aber alle Hindernisse besiegt. Heute waren sie vereinigt worden durch das Band der Ehe. Sie beschrieben ihre Glückseligkeit so lebhaft, so rührend, daß der Weise selbst zufrieden darüber zu seyn schien. Um aber zu sehen, ob sie ächt sey, sagte er zu ihnen, sie möchten sich gefallen lassen, eine kleine Prüfung zu bestehen. Diese Prüfung, fuhr er fort, soll weder lang noch beschwerlich seyn. Genießet das Vergnügen, euch zu sehen und zu besitzen, nur acht Tage, aber ohne Unterbrechung, ohne Zerstreuung und in einer gänzlichen Einsamkeit. Ihr seyd euch einander selbst genug; denn zwey innig vereinigte Seelen können die übrige Welt entbehren. Entzückt über diesen Vorschlag eilten die beyden jungen Eheleute, die Süßigkeiten einer achttägigen Einsamkeit zu schmecken. In welcher Freude, in welchem Entzücken verfloß der erste Tag! der folgende war etwas kälter, am dritten hatten sie Langeweile, am vierten zankten sie, und am fünften liefen sie von einander.

Nach dem neuen Ehepaar meldeten sich zwey Leute von dürftigem Ansehen und von un-

freundlichen Gebärden bey dem Weisen an, und begehrten Gehör. Sie waren Brüder, und der älteste führte das Wort: wir sind von geringer Geburt; wir haben keine Freunde, wir leben in einer kleinen Stadt, wo wir kaum unsern Nachbarn bekannt sind, mit einem Wort: wir sind zwar nichts weniger als glücklich; wollte uns aber der König in unsrer Bemühung beystehen, so wollten wir bald glücklich werden, ja vielleicht glücklicher werden, als es die Auferwekung der Königin erfordert. Wenn er meinen Bruder zum Statthalter unserer kleinen Stadt ernennt, und mir, dessen Neigungen weniger ehrgeizig sind, zwanzig tausend Goldstücke auszahlen läßt; so ist unser Glück gemacht. Euer Verlangen ist leicht zu erfüllen, antwortete der Weise. Ich werde es dem Könige vortragen, und ich zweifle nicht, daß er diese Kleinigkeit bewilligen werde. Doch müßt ihr euch eine Bedingung gefallen lassen: wenn du einen Reichen von zwanzig tausend, oder auch von hundert tausend Goldstücken; und du einen Statthalter von einer kleinen, oder auch von einer großen Stadt findest, die beyde mit ihrem Zustande vollkommen zufrieden sind; so ist die Schwierigkeit gehoben. Wir haben dann statt der drey gesuchten Glücklichen vier, und die Auferstehung der Königin erfolgt unfehlbar. Die zwey Brüder nahmen den Auftrag mit Freuden an, und

ver-

versprachen bald, jeder mit einem Gefährten, wieder zu kommen; aber sie kamen nicht wieder. Sie fanden keinen Reichen, der nicht noch reicher, und keinen Statthalter, der nicht Monarch zu werden begehrte. — Durch dergleichen Wendungen entledigte sich der Weise einer Menge Träumer, die alle glücklich zu werden hofften, wenn sie ein Landgut, eine Ehrenstelle, einen prächtigen Titel u. s. w. erlangen könnten, bis endlich nach so vielen eitlen oder gewinnsüchtigen Thoren ein gesetzter treflicher Mann kam, der nichts begehrte und nichts wünschte. Herr, sagte dieser glückliche Sterbliche, ich liebe einzig und allein das Vergnügen; aber ich liebe es weislich. Veränderung, Mäßigkeit, oft auch Entsagung des Genusses sind die Mittel, wodurch ich mir den Genuß vervielfältige und erhöhe. Ich bin noch jung, ich bin gesund und besitze beträchtliche Güter. Denkt euch zu dem allen einen leichten, frölichen Sinn, Freunde, die nie beschwerlich fallen, eine reizende Geliebte, die ich weder zu viel noch zu wenig liebe, und urtheilt, ob ich nicht Ursache habe, mich für glücklich zu halten. Ei freilich hast du Ursache, und ich gestehe, an deiner Stelle würde mir für einem Feinde ein wenig bange seyn, vor dem Tode. Das ist wol wahr, erwiederte jener; aber die Güter dieses Lebens müsten einen sehr schlechten Werth haben, wenn man um ihren

Verlust nicht besorgt seyn sollte. — Sehr schön, erwiederte der Weise, mir ist nur bedenklich, ob das eine reine und vollkommene Glückseligkeit heißen könne, die von Furcht beunruhigt wird. Ich denke an den Tod so wenig, als möglich. Thue noch mehr, Freund, und denke gar nicht an ihn; oder, welches nicht schwer seyn kann, suche es möglich zu machen, daß du nie stirbst. Wenn du so weit gekommen bist, so will ich deinen Namen auf das Grab der Iransdokte schreiben lassen — denn jetzt hilft er noch nicht.

Der Glückliche gieng hin, und bemühte sich, alle Todesgedanken zu verbannen; aber das hieß sie herbeyrufen. Und der Weise war im ganzen Ernste darauf bedacht, dies traurige Lustspiel zu enden, in welchem er seit drey Monaten eine beschwerliche Rolle spielte. Er gieng zum Könige, dessen Schmerz so erträglich worden war, daß er ihm gestehen konnte, wie fruchtlos sein bisheriges Bemühen gewesen sey, und daß er keinen vollkommen Glücklichen gefunden habe. Wozu, sprach der König, brauchen wir alle diese Mühe anzuwenden? Warum schreibst du nicht sogleich die Namen der beyden Philosophen, deiner Landsleute, und vorzüglich den deinigen auf das Grab der Königin? Wo ist denn die reine vollkommene Glückseligkeit, die die Philosophen, wie sie sich rühmen, im Ge-

nuß

nuß der Weisheit besitzen? — Ach, gnädiger Herr, die Philosophen sind Menschen! sie betrügen sich selbst oft; und was mich betrift, so habe ich zwar dreyßig Jahre nach Weisheit und Glückseligkeit gestrebt, es ist aber mehr als zu wahr, daß ich weder die eine noch die andere besitze. Also ist kein Mensch vollkommen glücklich, erwiederte der König? Nein, gnädiger Herr, um es endlich zu gestehen, kein Mensch ist vollkommen glücklich, und niemand kann es auf dieser Erde seyn, wo sich alles Sichtbare augenblicklich verändert, und unsere Freuden wie die Blumen verblühen. Die großmüthige Königin, welche du beweinest, glaubte in ihren schönsten Tagen an diese traurige, aber heilsame Wahrheit. Sie verehrte den Willen des Schöpfers, und durch weisen Gebrauch dieses mühseligen Lebens hat sie jene schönere Glückseligkeit verdient, welche ihr nun zu Theil worden ist. O König der Könige! ahme der verklärten Königin, deiner Gemalin, nach, und höre endlich auf, dich über ihr Glück zu betrüben.

Der König war, nach reiflicher Ueberlegung, mit der Klugheit und der liebreichen Absicht des Weisen sehr wohl zufrieden. Er gab es auf, die Königin von den Todten erwecken zu wollen, und tröstete sein Herz, wie man es gewöhnlich zu trösten pflegt, das heißt: Zeit,

Zerstreuung und neues Herzeleid machten, daß er das Vergangene vergaß.

Hassan, eine Türkische Geschichte.

Als der Kaliph Almalik das erstemal zum heiligen Hause nach Mekka wallfahrtete, gefiel es ihm, in Pilgrimskleidern unbekannt in der Stadt umher zu gehen. Er hatte ein großmüthiges Herz und eine ungeheuchelte Frömmigkeit; er suchte also die Nothleidenden im Stillen auf, um ihren Kummer durch Wohlthaten zu erleichtern, und damit seine wahre Frömmigkeit zu beweisen. Also verkleidet trat er einst in die Wohnung eines armen Handwerkers, der eben bey seiner Arbeit saß und ein frölicher Lied sang. Auf seinem Gesicht wohnte Gesundheit und Zufriedenheit, Ordnung und Reinlichkeit in seinem Hause. Hassan, so hies dieser vergnügte Arme, nahm den Pilgrim freundlich auf, bewirthete ihn mit Erfrischungen, und fieng ein munteres Gespräch an. Almalik war erstaunt, in dieser armen Hütte den Glücklichsten seines Reichs, (wie ihn dünkte) zu finden. Er konnte ihn nicht genug bewundern, nicht genug hören und sehen, wie in diesem verborgenen Winkel das wahre Glück des Lebens wohne. Endlich sprach er: Hassan, ich habe dich lieb gewonnen, und möchte dir

dir meine Liebe gern durch etwas bezeugen. Hast du bey der Glückseligkeit, die in dir wohnt, noch etwas zu wünschen? Hassan antwortete lächelnd: was sollte ich wünschen? Ich bin gesund, ein Tag ist mir so hell, wie der andere, ich erwache mit dem Gesang der Vögel, mit denen ich meine Arbeit beginne und endige; diese verschafft mir bequemen Unterhalt. Ich bin zufrieden; was fehlt mir also, und was könntest auch du mir geben, armer gutherziger Pilger? Freundlich blickte ihn Almalik an, und warf sein Oberkleid zurück. Ich bin Almalik, sprach er, der Beherrscher der Glaubigen: siehe hier das Gewand des Kaliphen, und den heiligen Siegelring des Propheten. Sprachlos stürzte Hassan zu des Beherrschers Füßen, der ihm aber liebreich die Hand reichte. Hassan, stehe auf, du bist glücklich und größer, als ich. Herr, erwiederte dieser, ich sollte glücklicher seyn, als du bist? Ein Wurm bin ich vor dir. Dein Wink kann Glück und Elend geben, wem er will. — Glaube das nicht, fiel ihm Almalik in die Rede, ich kann keine Glückseligkeit geben, aber sie wohl ohne mein Wissen rauben. Das Laster zu strafen, die Bosheit und Unterdrückung im Zaum zu halten, das ist meine Pflicht: so weit reicht auch meine Macht, und nicht weiter. Alle meine Gewalt ist nichtig, wenn sie wahrhaftig beglücken, oder die Tugend belohnen

 soll.

soll. Könnt' ich das, so wollte ich sie zuerst an dir belohnen. Aber siehe, selbst du bist über meine Macht erhaben; mit der Einfalt deines Lebens würde ich dir deine schönen Tage rauben, so bald ich dir Reichthum oder Ehrenstellen, das einzige, was in meiner Hand ist, aufbürden wollte Hiermit stand der Kaliph auf, befahl dem Hassan, wer er sey, zu verschweigen, und entfernte sich.

Von dem Augenblick an war Hassans Glückseligkeit zerstört. Wünsche nach Ehre und Reichthum bemächtigten sich auf einmal seines sonst sorglosen Herzens. Er zürnte, daß er den köstlichen Augenblick nicht besser benutzt, und sich nicht einen glänzenden Zustand verschafft hatte. Seine Niedrigkeit war ihm zur Last; er träumte von Gärten, Pallästen und Bedienten, versäumte unter diesen Einbildungen seine Arbeit, wurde täglich dürftiger, unzufriedener, und glich beynah schon einem Bettler, als der Kaliph nach Verlauf eines Jahrs wieder nach Mekka kam, und mit einer Art von Ungeduld seinen Glücklichen besuchte. Er trat in die Wohnung desselben, und wollte ihn eben freundlich begrüßen, als der veränderte Zustand seines Gastfreundes ihm ins Auge fiel. Woher, rief er, o Hassan, woher die fürchterliche Veränderung, die ich an dir gewahr werde? und erfuhr zu seiner Bestürzung, daß er selbst davon die unglückliche Ursache

sache gewesen sey. Mitleidig sah er den Elenden an, und als ob er sich selbst einen geheimen Vorwurf mache, sprach er mit theilnehmender Wehmuth: armer Hassan! mein Anblick hat dir mehr geraubt, als alle meine Macht dir wiedergeben kann. Damit du aber nicht sagst: Almalik sey ungerecht; so will ich wenigstens die Wünsche deines Herzens, die ich aus Unvorsichtigkeit in dir angeregt habe, so weit befriedigen, als ich sie befriedigen kann. Stehe auf und folge mir. Hassan küßte dem großmüthigen Kaliphen den Saum seines Kleides, und entfloh seiner ärmlichen Wohnung, in der er so viele Jahre glücklich gelebt hatte, wie man aus der Höhle eines Löwen flieht. Er folgte dem Fürsten nach der Karavansera, wo er herbergte, und von da nach Bagdad. Almalik gab dem Bethörten ein Zimmer in seinem Pallaste ein, er lies ihn von seinen Sklaven bedienen, von seiner Tafel ihm die Speisen reichen, und wöchentlich aus seiner Schatzkammer ihm eine Summe zahlen, die die kühnste Erwartung des neuen Höflings übertraf. So giengen die ersten Wochen hin, und Hassan war außer sich für Freude, er gieng wie im Traum umher, und dünkte sich, der glücklichste Mann auf Erden zu seyn. Aber bald bekam er mitten in dieser Herrlichkeit Langeweile. Die niedlichsten Speisen aß er, ohne ihren Wohlgeschmack zu empfinden; denn nur der

Hunger ist des Gastmahls Würze. Auf köstlichen Teppichen ruhete er ohne Schlaf; denn nur den Müden ist der Schlummer hold. Schon fieng er an, im Stillen seine verlorne Frölichkeit zu beseufzen, als mitten im Glanz seiner Regierung und in der Blüthe seines Lebens Almalik plötzlich starb, und mit ihm alles Wohlleben Hassans aus war. Abubekir, der nach ihm den Thron bestieg, wies den unnützen Gast aus seinem Hause. Betäubt und niedergeschlagen irrte dieser Verzärtelte nun umher; er wollte nach Mekka zurückkehren, und wagte es nicht; denn er schämte sich in seiner Armuth daselbst zu erscheinen, und ein Gespött seiner alten Bekannten zu werden. Aber der Engel der Vorsehung, der die Thorheiten unsers Herzens oft nur mit der gelindesten Strafe züchtigt, hatte ihn noch nicht verlassen; er lenkte jetzt seinen verlornen Weg zur Hütte eines Einsiedlers, der ihm durch seine Weisheit die Glückseligkeit wiedergeben sollte, die ihm jener gute Sultan geraubt hatte. Hungrig und durstig langte er an dieselbe an, und der Greis empfieng ihn mit brüderlichem Erbarmen. Er speiste und tränkte ihn, befragte ihn nach seinem Zustande, und lockte ihm die ganze Erzählung seiner Schicksale aus seinem verwundeten Herzen. Sey getrost, sprach er, nachdem er alles gehört hatte, sey getrost, Bruder; die Quelle deiner Glückseligkeit ist noch nicht

nicht versieget. Sie rinnet auch dir nach, ob du sie gleich verschmähet hast. Er bat den Unglücklichen, bey ihm zu bleiben, übergab ihm seinen kleinen Garten, und gewöhnte ihn dadurch wieder unvermerkt zur Mäßigkeit und zur Arbeit. Er erzählte ihm seine eigene Geschichte, die ihn lehrte, daß auch er den Betrug des Glücks, den Ueberdruß müssiger Hoheit und die stechenden Dornen eitler Begierden nur zu sehr erfahren habe, und nicht eher glücklich worden sey, als bis er diesen verborgenen Winkel der Erde zu seinem Garten sich umgeschaffen, und sein Glück in sich selbst zu finden gelernt habe. Wie sanfter Thau der freundlichen Abendröthe die verbrannte Aue erquicket; so erquickten die Lehren des frommen Einsiedlers das matte Herz unsers Fremdlings, und in wenigen Tagen war er ein ganz anderer Mann. Er fühlte sich stark genug, in seine verlassene Hütte wieder zurückzukehren, seine vorige Arbeit anzufangen, und durch sie seine alte Glückseligkeit wieder zu kosten. Hätten drey Sultane jetzt an seine Thüre geklopft, und ihm die Schätze ihrer Herrlichkeit angeboten; so hätte er sie gewiß verschmähet; denn er fand, daß Almalik wahr geredet hatte, als er ihn in seiner fleißigen Armuth, in seiner gesunden, zufriedenen Mäßigkeit den Glücklichsten seines Reichs nannte.

Der Trost im Unglück.

Ein Armer Derwisch wallfahrtete barfuß nach Mekka, weil er nicht so viel hatte, daß er seine Füße bekleiden konnte. Der heiße Sand, über den er gieng, brennte sie wund; er klagte über die Strenge seines Schicksals, und nennte die Vorsehung ungerecht, weil sie ihm nicht einmal so viel geschenkt habe, als sie den Thieren des Feldes gebe. Als er endlich die Stadt Kufa erreichte, sah er an der Thür der großen Moschee einen armen Mann sitzen, dem beyde Füße abgehauen waren. Dieser Anblick machte ihn klug. Meine Klage über die Vorsehung war verwegen, sprach er bey sich selbst. Womit habe ich es verdient, daß ich glücklicher bin, als dieser Elende, der wie ein Wurm der Erde von einem Ort zum andern kriechen muß? — Er gieng in die Moschee, kniete nieder, bereuete seine Ungeduld, und setzte seine Wallfahrt zufrieden fort. Der Weg machte in wenigen Tagen seine Füße hart, und er kam nach Mekka, ohne zu wissen, daß er mit nackten Füßen über heißen Sand gewandert sey.

Der Straßenräuber Galant und seine Consorten.

Galant war der Anführer einer Räuberhorde, die ohngefähr in dem Jahr 1740 besonders

ders in Hessen und in der Wetterau bis an die Bergstraße viel Unheil und zahllose Grausamkeiten verübte. Er würde endlich in Darmstadt, wo er selbst auf das Leben des Landesfürsten Anschläge gemacht haben soll, durch einen Zigeuner von seiner eigenen Bande verrathen, und gerädert. Von den mannigfaltigen Scenen aus dem Leben dieses so fürchterlichen Menschen führen wir folgende an:

Galant hatte durch seine Spionen erfahren, daß ein Landprediger ein Kapital von einigen tausend Gulden eingenommen hätte, und dieses Geldes suchte er sich zu bemächtigen. Das Pfarrhaus lag in einiger Entfernung von dem Dorfe, und alles war in einer regnerischen, stürmischen Nacht zum Einbruche vorbereitet. Galant machte, ohne Begleitung ganz allein zu Pferde, den Vortrab aus, und kam von Kälte und Nässe halb erstarrt, des Abends spät als ein Reisender im Dorfe an. Er konnte nirgends Unterkunft finden, und ritt daher ohne Umstände nach dem Pfarrhause, und bat um Nachtquartier. Der menschenfreundliche Prediger besann sich keinen Augenblick, nöthigte seinen Gast abzusteigen, lies das Pferd in den Stall führen, dem erstarrten Reuter ein Zimmer mit einem weichen Federbette zubereiten, und bat ihn höflich, seine Abendmahlzeit nicht zu verschmähen.

Dem Räuber fiel diese Behandlung aufs Herz. Er setzte sich zu Tische, lies sichs wohl schmecken, und die unschuldige Zudringlichkeit der Kinder des Geistlichen erweckte den Ueberrest von Menschengefühl in dem Herzen des Bösewichts. Er sprach selbst viel von dem barbarischen Räuber Galant, und fragte dem Prediger etliche mal: ob er sich denn bey diesen unsichern Zeiten nicht fürchte, da er doch bekanntlich ein vermögender Mann sey, und viel an Werth und Baarschaft in seinem Hause habe? Ich fürchte mich nicht, war seine Antwort; ich vertraue Gott, der wird mich schützen!

Galant hatte schon lange mit sich gekämpft; aber diese letzte so zuversichtliche Aeußerung des Predigers entschied den Sieg des noch nicht ganz erstorbenen moralischen Gefühls. Er wurde gegen das Ende der Mahlzeit immer nachdenkender. Indessen hielt der gastfreye Wirth den in sich selbst gekehrten Fremdling für müde und schläfrig, und ersuchte ihn, sich zur Ruhe zu begeben. Nein, sagte Galant, ich bin nicht müde. Entfernen Sie ihre Frau und Kinder; ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen. — Der Prediger that es mit einiger Verlegenheit, die in einem solchen Falle sehr begreiflich ist. Als sich endlich Galant mit dem Prediger allein sah, so fragte er ihn: kennen Sie mich, Herr Pastor? Nein, erwiederte der Prediger, ich weis nicht,

nicht, wen ich vor mir habe; aber ich glaube einen rechtschaffenen Mann zu beherbergen. — Glauben Sie das nicht, versetzte der Räuber, ich bin Galant.

Der Schrecken des Predigers bey dieser Erklärung läßt sich leichter fühlen als beschreiben. Als Galant seine Verlegenheit sah, faßte er ihn bey der Hand, und fuhr fort: aber seyn Sie deswegen unbesorgt, Herr Pfarrer, und danken Sie Gott, daß ich heute Abend zu Ihnen gekommen bin, und Sie mich so gütig aufgenommen haben. Ich weis, daß Ihnen ein großes Kapital eingelaufen ist, und daß Sie viel Silber und Geldeswerth im Hause haben. Diese Nacht war zur Entwendung dieser Ihrer Güter angesetzt; aber Sie sind ein gar zu rechtschaffener Mann. Seyn Sie ruhig, es soll Ihnen kein Leid geschehen; hier haben Sie mein Wort. Galant forderte Dinte, Feder und Papier, und schrieb einen Zettel des Inhalts: Bey Lebensstrafe rühre keiner hier das mindeste an. — Um zwölf Uhr in derselben Nacht, setzte Galant hinzu, werden meine Leute bey Ihnen einbrechen. Begeben Sie sich mit Ihrer Frau und Ihrer übrigen Familie ruhig zu Bette; legen Sie Ihr sämtliches Geld und Ihre Kostbarkeiten auf einen Tisch in Ihr Schlafzimmer zusammen, und diesen Zettel oben drauf. Sagen Sie aber niemanden das Geringste, bis ich Sie wieder

ge-

gesprochen habe: sonst sind Sie mit allen den Ihrigen unglücklich. — Der angstvolle Prediger versprach alles. Galant begehrte das Pferd, setzte sich auf und ritt fort.

Der Prediger befolgte den Befehl, vertraute seiner Frau das Geheimniß, sammlete alle seine Kostbarkeiten in die Schlafstube nach der von Galant gegebenen Vorschrift, legte sich, wiewohl mit beklemmtem Herzen, zu Bette, ließ ein Licht brennen und befahl sich in den Schutz Gottes. — Aber man kann leicht denken, daß er mit seiner Gattin, die noch mehr, als er, in der Furcht war, kein Auge zuthat.

Um die bestimmte Stunde gab es ein dumpfes Getöse im Hause; da der Prediger aber alle Thüren, und auch die seines Schlafzimmers, unverschlossen gelassen hatte, so konnten die Diebe ohne den geringsten Widerstand hinein kommen; und waren nicht wenig erstaunt, ihren Raub bereits in der schönsten Ordnung aufgetischt zu sehen. Aber plötzlich fuhren sie, als sie schon anfiengen einzupacken, wie vom Blitze gerührt, zusammen, da ihnen die Ordre ihres Hauptmanns in die Augen fiel. — Gute Nacht, Herr Pastor! schlafen Sie wohl! — Sie können ruhig schlafen — Und so eilten die bewaffneten Räuber wieder zur Thüre hinaus, ohne weiter das mindeste zu berühren. Ein einziger konnte

dem Triebe, eine Gans von dem Pfarrhofe mitzunehmen, nicht widerstehen. Die Gans schrie, und eins von den über dem nächtliche Geräusch aufgewachten Kindern des Predigers hatte gehört, daß einer von der Gesellschaft sagte: laß seyn, du kommst ins Teufels Küche! — Der Prediger dankte Gott, und verschmerzte herzlich gern seine Gans, ohne auch nur ein Wörtchen von der Begebenheit bekannt zu machen.

Nach einigen Tagen kam Galant wieder bey Nacht in das Pfarrhaus. Wie haben sich meine Leute aufgeführt, Herr Pastor? war seine erste Frage bey dem Eintritt. — Der Prediger konnte nicht Worte genug finden, die gute Mannszucht der Räuber und seinen Dank gegen den Hauptmann zu schildern. Das Kind, welches die Geschichte der Gans mit angehört hatte, war Zeuge des Gesprächs gewesen. Ja, lieber Herr, rief das unschuldige Geschöpf, sie haben uns doch eine Gans mitgenommen. — Galants Miene drückte den höchsten Unwillen aus, und er antwortete nichts, als: So! Der Prediger versicherte, und zwar aus aufrichtigem Herzen, er wünsche, daß der Braten ihnen wohl geschmeckt haben möge, und daß er ihnen gern alle seine Gänse gegeben hätte, wenn er gewußt hätte, daß er ihnen damit eine Freude mache. — Er trug nun alles auf, was Küche und Keller vermochte; al-

allein Galant war nicht zu halten, und in der dunkelsten Nacht eilte er davon.

Der Prediger legte sich mit seiner Familie zu Bette, und schlief zum erstenmal wieder ganz ruhig; denn bis dahin hatten ihn noch immer Besorgnisse gequält. — Aber wie groß war sein Erstaunen, als er am andern Morgen aufstand, und einen aufgehängten Menschen an seinem Hofthore erblickte, neben welchem eine Gans hieng! Zum Zeichen, daß dieser der Uebertreter des scharfen Verbots gewesen war, hatte man die Gans neben ihn gehängt.

Die armen Alten.

Lieblich tönte aus der Ferne der Glockenschall von manchem ländlichen Thurme; eben war das Nachmittagsgeläute des nahen Dörfchens verhallt, und herzrührend begann der andächtige Gesang der versammleten Gemeine, als der alte Müller mit nassen Augen am Fenster seines kleinen Hüttchens sorgte. Einsam stand sein elendes Haus, gleichsam verloren von den Höfen der Landleute, vor dem Dorfe, wie ein einzelner dürrer Halm von dem fruchtbaren Acker am harten Wege.

Mit herzlichem Kummer, aber ohne eine Regung von Neid, hatte der Greis mit seinem be-

betagten Weibe mehrere wohlgekleidete Männer und Weibspersonen aus den benachbarten Ortschaften zur Kirche vorbeywandeln gesehen, und sich bey ihrem Anblick in demüthigende Erinnerungen an die gewesenen guten Tage vertieft. Den Müller hätte jetzt niemand mehr von denen gekannt, die vor zehn Jahren mit ihm umgiengen. Damals glühte täglich sein Heerd, es dampften volle Schüsseln auf seinem Tische; da waren die Kasten mit Kleidern gefüllt, und er reichte dem bittenden Dürftigen immer ein großes Stück Brod an seiner Thüre, und seine Gattin gab den unbekleideten Armen manches noch nicht vertragene Kleidungsstück.

Wer kann deine Fügungen, wer vermag die Absichten deiner Weisheit durchschauen, allliebende Vorsicht? Wie war nun alles ganz anders worden! In einem zerstörenden Kriege, der allenthalben durch erhöhete Abgaben Reichthümer verminderte, und die Armuth vermehrte, hatten die Großen der Erde seine kleinen Güter verheeret; er war tief in Schulden versunken, und nach der Wiederkehr des Friedens hatte eine Feuersbrunst, die bey einem Nachbar ausbrach, alle Ueberbleibsel seines Wohlstandes verzehrt. Ein reicher Mann hatte mit der Bebauung seiner Brandstätte seine Schulden übernommen, und ein Freund ihm einen Stab gegeben, an welchen gestützt er an der Hand seines Weibes vor sechs

Jahren als ein neuer Siedler in die Hütte wanderte, in welcher man ihn, wie es manchem Anbauer geht, mehr erwarten, als finden lies. Die armen Alten brachten außer dem, womit einige wohlthätige Menschen sie beschenkt hatten, nichts mit in ihre neue Wohnung, als abgelebte, entkräftete Glieder, die wenig zu erwerben vermochten, und edle Gesinnungen, die sie abhielten, in den umliegenden Ortschaften sich als Bettler sehen zu lassen. Sie wären verhungert, wenn sie nicht die Begüterten des Dorfs, ohne daß sie etwas forderten, von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln vorsorgt hätten.

Aber gerade jetzt fehlte es ihnen, wie noch niemals, an allem. Als sie das Läuten zur Sonntagsandacht hörten, als sie einige dazu hingehen sahen, jammerten sie laut, daß sie nicht in der Kirche seyn könnten, weil sie keine Kleider hätten. Das wankende Haupt der Frau ruhte in den Händen, welche auf die Knie sich stützten, und der Greis stand nachsinnend an dem Fenster.

Er starrte eine Meile ins weite Feld hinaus, dann hub sich sein Blick schmachtend gen Himmel, dann senkte er sich vorwärts, daß sich sein silberweißes Haar auf seinen naßgeweinten Wangen netzte; ein langer Seufzer drängte sich aus seiner Brust, und seine bebende Hand blätter-

terte in einem geliehenen Gesangbuche, nach einem Liede über die Vorsehung, in welchem, wie er sich erinnerte, es hies: daß Gott die Vögel unter dem Himmel speise, und die Haare auf unserm Haupte zähle, als ein frischer gutgekleideter Mann auf dem Rasen vor seinem Hause sich zu einer kurzen Ruhe niederlies. Der Jüngling öfnete seine Reisetasche, zog etwas Zeug, und dann einige Papiere hervor, fügte jenes dichter in einander, übersah diese, faltete sie zusammen, verbarg sie wieder, warf seine Tasche auf den Rücken, und gieng dann auf der Landstraße fort.

Man weis, wie Unglückliche, die ohne Kraft, sich zu helfen, sich nur leidend verhalten, jedem neuen Eindrucke folgen, wie sie, was ihnen vorfällt, in den Händen herumdrehen, mit der flüchtigen Erwartung, daß sie darüber ihre Noth vergessen könnten. So gieng es jetzt dem Müller. Ein dunkler Gedanke: wo ein anderer Ruhe findet, werde er auch Ruhe finden, trieb ihn hin zu dem Rasen. Und siehe, auf der Seite des Rasens schimmerte ihm etwas Weißes entgegen. Er hebt es auf, es kommt ihm schwer vor, er entwickelt das Papier, und — zwey große Goldstücke blitzen ihm in die Augen.

Mutter, rief er hastig, komm einmal heraus. Schau, sprach er, was ein Wanderer so eben hier verloren hat.

Die Frau. Guter Gott! siehst du? Gott verläßt uns nicht! Wenn die Noth am größten ist, dann hilft er.

Müller. Ja, Gott hilft; aber nicht durch dieses Geld. Ich sage dir ja: es gehört einem Reisenden. Er muß noch nicht dort hinter dem Busche seyn.

Die Frau. O! der brauchts vielleicht nicht.

Müller. Freilich wohl; aber es gehört ihm.

Die Frau. Er achtet es gewiß nicht; sonst wäre er vorsichtiger damit umgegangen.

Müller. Aber Gott weis es. Fasse dich, und laß dich durch das Gold nicht blenden.

Die Frau. Aber unsere große Noth bedenke nur.

Müller. Ja wohl. Meinst du? (Er besinnt sich wieder.) Nein, nein! — Siehe nur, wie schön das Getraide steht. Die Besitzer desselben könnens nicht alle verzehren, und werden uns gewiß davon mittheilen. Und sieh nur, hier wehet der Wind schon über Stoppeln; der Herbst ist nah', und dieser Herbst könnte uns alte Leute wohl mitnehmen von der Welt. Bald weht der Wind über unser Grab, und so nahe am Grabe sollten wir etwas veruntreuen? Weg mit dem

Gol-

Golde! Ists mir doch, als stünde ich schon vor dem Weltrichter, und er sagte zu mir: du trugst deine grauen Haare mit Ehren, und um ein Paar Goldstücke hast du dein graues Haupt verunehrt. Schäme dich!

Die Frau. Ja, ehe wir das Geld behalten, lieber wollen wir verhungern. Du machst mir angst und bange; lauf, so geschwind du kannst. Ach wenn du den Wanderer nur einholst!

Beyde Alten eilten mit einander dem Jüngling nach, und als sie ihn eingeholt hatten, sprach der Greis: mein Herr, hier sind zwey Goldstücke, die Sie dort auf dem Rasen, vor dem letzten Hause des Dorfs, aus ihrer Reisetasche zogen.

Verwundert sah der Jüngling die Alten an, und nach einigem Nachsinnen begann er: ihr scheint arm zu seyn.

Müller. Sehr arm, mein Herr.

Die Frau. Aber wir möchten gern ehrlich bleiben. Da haben Sie Ihr Geld.

Der Jüngling. Ich nehme es wieder, weil ichs da, wohin ich will, gebrauchen könnte. Für heute will ich euch geben, was ich jetzt entbehren kann, und bald komme ich zurück; dann sollt ihr sehen, daß es noch Menschen giebt, welche

die redliche Dürftigkeit schätzen und erleichtern. Hört, gute Leute, wo ich die Goldstücke nöthig haben könnte. Zwölf Jahre sind es nun, daß ich meine Eltern als ein junger Handwerker verlies, und eilf sinds, daß ich nichts mehr von ihnen gehört habe. Damals lies ich mich bereden, ein Paar Seereisen mitzumachen. Auf mehrere Briefe habe ich keine Antwort bekommen, vielleicht aus der Ursache, weil meine Eltern sie nicht erhalten haben. Zuletzt lebte ich einige Jahre in Batavia; der himmlische Vater hat mich reichlich gesegnet. Vor sechs Wochen bin ich wieder in Hamburg angekommen. Die Tochter des Meisters, bey dem ich ein Jahr arbeitete, war indessen aus einem Kinde eine schöne Jungfrau worden. Der Vater kannte mich, die Tochter gewann mich lieb, und in zwey Monaten heirathe ich sie. Zum Glücke fehlt mir nun nichts, als daß ich weis, wie es meinem Vater und meiner Mutter geht. Auf einen Brief von Hamburg habe ich wieder keine Nachricht erhalten; darum bin ich auf dem Wege, meine liebe Heimath zum letztenmale zu grüßen, und Gott gebe, daß ich meine Eltern noch finde, und daß sie sich entschließen, mit mir zu ziehen, und mit mir zu theilen, was mir Gott beschert hat. Auf der Rückreise komme ich wieder hier durch, und —.

Müller.

Müller. Kommts dir denn auch so vor, Weib? (zu dem Fremden) und wenn man fragen darf, mein Herr, wie weit ists noch zu Ihrer Heimath?

Der Jüngling. Vier Meilen, hat man mir dort im Dorfe gesagt, sey es noch bis Brakstädt.

Die Alten. Ach Brakstädt!

Der Jüngling. Gott! was ist euch? seyd ihr da bekannt? mein Vater heist Müller.

Die Alten. (Ihm um den Hals fallend) Ach Wilhelm, mein Sohn, mein wiedergefundener Wilhelm!

Mehr vermochten sie nicht. Der Jüngling eilte wie berauscht von einem zu dem andern, und auf lange Zeit waren sie alle drey nicht vermögend etwas zu reden, weil sie ganz entzückt waren. Nachdem der Jüngling sich gewiß davon überzeugt hatte, daß er seine Eltern vor sich habe, so fiel er bebend nieder auf seine Knie, und betete: o Gott, wie gut machst du es mit mir! dein Name sey gelobt! Amen.

Der bestrafte Hochmuth.

Im dreyßigjährigen Kriege ängstigte sich in einer gewissen Stadt eine reiche Frau, die schwach und kränklich war, und daher glaubte,

 daß

daß sie bald sterben würde, auf eine besondere Art. Wegen einer einzigen noch sehr jungen Tochter hatte die gute Mutter viele Sorgen; denn sie dachte, wenn sie stürbe, und die Feinde kämen, und nähmen alles weg!; so wäre ihr Kind doch recht übel dran. Sie kam also auf den Gedanken, eine große Summe Geldes zu vergraben.

Die Mutter lies einen armen, aber recht frommen und ehrlichen Tagelöhner kommen, der fast täglich in ihrem Hause war, damit er ihr eine Grube in die Erde machen, und sie ordentlich mit Steinen ausmauern möchte. Mit dem Manne schleppte nun die Mutter in finsterer Nacht die ganze Grube voll Geld und Silbersachen; und als der Tagelöhner alles wieder recht dicht und vest bedeckt hatte, so mußte er der Frau heilig versprechen, daß er den verborgenen Schatz ihrer Tochter, wenn diese groß und verständig worden wäre, entdecken wolle.

Kurz darauf starb die Mutter. Als die Tochter zwar schon groß, aber nicht sehr verständig worden war; ward auch der fromme Mann krank, und schon am zweyten Tage war seine Krankheit sehr gefährlich. Da schickt er zu der Jungfer, und lies sie bitten, sie möchte doch einmal zu ihm kommen, er habe ihr was zu sagen. Aber die Jungfer hatte bey vielem

Hoch=

Hochmuth sehr wenig Weisheit, und that ordentlich, als ob es ein Schimpf wäre, wenn man arme Leute besuchte, oder als ob man sich schmutzig machte, wenn man in ein niedriges Haus gienge, und lies ihm antworten: was sie denn in seiner Hütte sollte? Lauft geschwind, stammelte der entkräftete Mann mit schwacher Stimme, und sagt ihr, sie möchte eilen; ihre Mutter hätte Geld für sie vergraben, ich wollte ihr bekannt machen, wo es liege. Nun eilte die Jungfer außer Athem herbey; aber als sie in das Haus kam, so war der arme Mann eben gestorben. Für Schrecken kam sie nun fast von Sinnen, und hätte auch sterben mögen für Aergerniß, daß sie so dumm und hochmüthig gewesen war. Aber nun halfs ihr nichts mehr; so viel sie auch suchte, so fand sie das Geld doch nicht.

Von der Vortreflichkeit der Gesundheit.

Ein gewisser Kaufmann hatte eine sehr ansehnliche Handlung, die ihm, so lange er gesund war, so viel einbrachte, daß er nicht nur davon einkaufen konnte, was für ihn und seine Familie nöthig war, sondern auch vieles zur Beförderung seines Vergnügens und seiner Bequemlichkeit. Aber einst tanzte er, erhitzte sich, begieng dabey die Unvorsichtigkeit, daß er sich auf-

aufknöpfte, ans Fenster trat, und ein Glas voll kaltes Wasser austrank. Dies zog ihm eine Krankheit zu, die ihn außer Stand setzte, sich seiner Handlung selbst anzunehmen, und nun gieng alles rückwärts.

Er hatte einen Buchhalter, dem er nun alles überlassen mußte. Der war zum Unglück ein böser Mensch; er versäumte nicht nur seine Geschäfte, sondern bestahl ihn überdies, und betrog auch andere unter dem Namen seines Herrn. Dieser wurde in den vier ersten Jahren seiner Krankheit so arm, daß er alles verkaufen, und seinen Handel aufgeben mußte. Hätte er die Betrügereyen seines Buchhalters eher gemerkt; so würde es nicht so weit mit ihm gekommen seyn. Aber zum Unglück trauete er dem Menschen zu viel, ohne ihn vorher recht geprüft zu haben. Endlich wurde es immer schlechter und schlechter mit ihm. Der Arzt, der ein mitleidiger Mann war, that zwar unentgeldlich sein Möglichstes, um ihn zu retten; aber vergebens. Nachdem der arme Kranke sich noch ein Jahr lang gequält hatte, mußte er endlich sterben.

Von der Schädlichkeit der Unwissenheit.

Ein armer Tagelöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der war wol zwanzig Jahre abwesend; und die Leute glaubten, er wäre todt, weil

weil er so gar nichts von sich hören lies. Einmal kam ein Brief an den armen Tagelöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieser Mann aber selbst weder gedruckte noch geschriebene Schrift lesen konnte; so gieng er mit dem Briefe zu seinem Wirth, und bat, daß dieser ihm doch den Brief vorlesen möchte. Als dieser den Brief eine Weile stille durchgelesen hatte, sagte er zum Tagelöhner, hört; in dem Briefe steht: euer Bruder in der Fremde wäre todt, und hätte euch funfzig Thaler vermacht: aber ihr müßtet sogleich kommen, und das Geld selbst abholen. Herr Wirth, sagte der Tagelöhner, wo soll ich denn hingehen und das Geld abholen? Nach Amsterdam, über hundert Meilen von hier, sagte der Wirth, da liegt euer Geld. Ei, sagte der Mann, hundert Meilen hin, hundert her — das sind ja wol gar zweyhundert Meilen, da kostete mir die Reise und Versäumniß bey der nahen Erndte fast mehr, als ich erben soll. Hört, sprach der Wirth, gebt mir den Brief, und verkauft mir euer Recht daran für dreyßig Thaler; so könnt ihr hier bleiben, und ich will schon sehen, wie ich zum Schaden komme. Aber ihr müßt keinen Menschen etwas von diesem Handel sagen. Wollt ihr das? Herzlich gern, antwortete der Tagelöhner. Nun holte der Wirth Geld, und zählte die dreyßig Thaler auf. Der Tagelöhner dankte, nahm sie, und gieng vergnügt nach Haus.

Aber

Aber nach vielen Jahren, als der Wirth, der indessen liederlich und arm geworden, sterben sollte, da bekannte er mit großer Angst auf dem Todbette, wie er den armen Tagelöhner betrogen habe. Denn in dem Briefe hätte gestanden:

„Wer diesen Brief in Amsterdam bey einem gewissen Manne vorzeigen würde, dem sollten zweytausend Thaler (und also sehr vielmal mehr, als der Wirth dem Tagelöhner gegeben hatte) ausgezahlt werden."

Welche zweytausend Thaler er denn auch erhalten, aber liederlich durchgebracht hätte.

Wäre der Tagelöhner klug gewesen, und hätte sich den Brief von einem guten Freunde oder von irgend einem Manne vorlesen lassen, den er mit völliger Gewißheit als einen ehrlichen Mann gekannt hätte, so wäre er nicht zu Schaden gekommen.

Wie beliebt uns die Reinlichkeit mache.

Der junge Schröter nahm das Geld, das er von seinem verstorbenen Vater geerbt hatte, kaufte dafür einen Gasthof, und bewirthete darin die Fremden, die bey ihm einkehren wollten. Er kam bald in guten Ruf. Wenn die Reisenden auf der Post sich erkundigten, welches der beste Gasthof in der Stadt sey, so sagten die Postillions immer: der graue Falke, (so hies sein

Gast-

Gasthof.) Und alle Reisende, die einmal bey ihm waren bewirthet worden, suchten gewiß bey ihrer nächsten Durchreise den grauen Falken wieder auf, und kehrten daselbst wieder ein. Es kam endlich so weit, daß fast alle andere Gasthöfe in der Stadt leer wurden, die Gäste aber, die im grauen Falken einkehrten, sich so vermehrten, daß Schröter noch einen Anbau mußte machen lassen, um sie beherbergen zu können.

Darüber wurden die andern Wirthe neidisch, schalten den Schröter und sagten, er sey ein niederträchtiger Mann, der durch unerlaubte Mittel die Fremden an sich zu ziehen suchte.

Dies hörte ein Fremder, der bey einem von ihnen übernachtet hatte, und sagte zu ihnen: ihr thut dem guten Manne Unrecht. Seine ganze Kunst, wodurch er die Fremden an sich zieht, ist die Reinlichkeit. Es ist bey ihm alles nett und sauber. Gleich beym Eintritte in das Zimmer wird man dem Manne gut, wenn man die blendend weißen Vorhänge, den frisch gescheuerten Boden, und die saubern Mobilien erblickt. Auch die magerste Mahlzeit reizt zum Appetit, wenn man das reinliche Tischzeug und Geschirr sieht, in dem alles aufgetragen wird. Die blinkenden Gläser empfehlen den Wein, der in ihnen perlet. Und man bezahlt gerne einige Groschen mehr, als in andern Gasthöfen, weil man hier alles mit Appetit genießen kann.

Rein=

Reinlichkeit empfiehlt den Menschen, den Gasthof, die Speise und den Trank. Auch das Mittelmäßige wird hochgeschätzt, wenn es nur reinlich ist.

Wie viel üble Folgen hat die Unmäßigkeit!

Herr Leonard war ein sehr guter und vernünftiger Mann. Nur den Fehler hatte er an sich, daß er sich in dem Genusse des Weins nicht zu mäßigen wuste. Wenn er in Gesellschaft war, so trank er ein Glas nach dem andern, verlor nach und nach seinen Verstand, und begieng mancherley Thorheiten, die ihn den folgenden Tag reueten.

Einst trank er auch zu viel, verlor seinen Verstand, und erzählte allerley Heimlichkeiten, die er sonst vor der ganzen Welt zu verbergen suchte. Die ganze Gesellschaft lachte darüber, und je mehr man lachte, desto mehr erzählte er.

Einer aus der Gesellschaft fieng ein Kartenspiel an. Er spielte mit, und verlor binnen einigen Stunden 150 Thaler.

Darüber wurde er unwillig, beschuldigte den Spieler des Betrugs, dieser schimpfte ihn, er schlug ihn an den Kopf, jener wehrte sich, und so entstund eine Schlägerey, in welcher er ganz blau geschlagen wurde, und an seinen Kopf verschiedene Beulen bekam.

Den

Den andern Tag befand er sich ausnehmend übel. Seine Wunden schmerzten ihn, sein Magen war verdorben. Er dachte an das viele Geld, das er verloren hatte, worüber ihm seine Frau die bittersten Vorwürfe machte. Er erinnerte sich an die Heimlichkeiten, die er ausgeplaudert hatte, und hätte vor Verdruß und Schaam vergehen mögen.

Ueberdies bekam er auch noch eine Citation auf das Rathhaus, um sich da wegen der unziemlichen Reden zu verantworten, die er gegen seinen Gegner ausgestoßen hatte.

Da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen, und klagte: ich Elender! in allen diesen Jammer stürzt mich die Unmäßigkeit. Den Weisen macht sie zum Narren, den Gesunden wirft sie aufs Krankenbette!

Wer sich der Faulheit ergiebt, erwirbt nicht nur nichts, sondern verfällt auch auf allerley schädliche Abwege, wodurch er sein Vermögen, seine Gesundheit und seine Ehre verliert.

Klaus bezeigte von Jugend auf Abneigung gegen die Arbeit. Er wuste immer durch allerley Entschuldigungen sich den Geschäften zu entziehen, die seine Lehrer ihm aufgetragen hatten.

Dabey befand er sich nun gar nicht wohl. Seine Mitschüler kamen ihm nach und nach in Geschicklichkeit und Kenntnissen alle zuvor, und er verlor die Liebe und Achtung seiner Lehrer immer mehr.

Weil er vor langer Weile immer nicht wuste, was er vornehmen sollte, so verfiel er auf allerhand Muthwillen, tückte seine Mitschüler und beschädigte ihre Sachen. Dafür muste er immer Strafe leiden, und wenn andere sich freueten, so saß er in einem Winkel und weinte.

Da er größer war, war sein Abscheu gegen die Arbeit noch größer. Denn weil er sich nicht zu derselben gewöhnt, auch nicht gelernt hatte, wie man ein Geschäft angreifen müsse, so wurde ihm alles, was er vornahm, außerordentlich schwer.

Da er aber doch nicht immer müssig seyn konnte, so suchte er sich allerley Zeitvertreib zu machen, der für ihn immer verdrießliche Folgen hatte. Er besuchte Gesellschaften, wo stark getrunken wurde, er gieng in Häuser, wo man stark spielte, und wo er oft ganze Nächte zubrachte. Dadurch wurde nicht nur sein Vermögen nach und nach erschöpft, sondern auch seine Gesundheit geschwächt. Und er starb an einer Auszehrung, im dreyßigsten Jahre, in sehr dürftigen Umständen. Wie glücklich hätte dieser

Mensch werden können, wie viel Gutes hätte er stiften können, wenn er nicht der Faulheit ergeben gewesen wäre!

Die Schädlichkeit des Hochmuths.

Der junge Cleon war wirklich nicht ungeschickt, aber ungemein hochmüthig, und bildete sich besonders viel auf seine musikalischen Kenntnisse ein, die doch ziemlich dürftig waren. Er war einst mit einigen seiner Freunde in einer Gesellschaft, wo sich auch ein geschickter Klavierspieler befand. Dieser legte ihm eine Sonate von einem berühmten Meister vor, mit Bitte, seine Geschicklichkeit zu zeigen.

Cleon fieng ganz herzhaft an zu spielen, wurde aber todtenblaß, als er die Sonate etwas schwer fand, und fast zu jeder Note den Clavis suchen muste, oft fehl griff und keinen Takt beobachtete.

Da zischten die Zuhörer einander in die Ohren, lächelten und spotteten über ihn. Am Ende mußte er gar aufhören, weil sie anfiengen laut zu lachen.

Sie würden es alle nicht besser gemacht haben. Dies wurde ihnen aber gar nicht übel genommen, weil sie sich niemals für geschickte Klavierspieler ausgegeben hatten; Cleon hingegen

gen wurde mit Recht belacht, weil er sich für einen geschickten Klavierspieler hielt, so frisch an das Werk gieng, und es doch so schlecht vollendete. Er hätte klüger gethan, wenn er das Spielen ganz von sich abgelehnt hätte.

Welch eine Thorheit ist der Geiz!

Klaus hatte Geld genug, aber er fürchtete sich, es anzuwenden, auch wenn es zu seinem eigenen Besten gereichte. Unter andern war sein Ofen so schadhaft, daß er neu gesetzt werden mußte, und es ward ihm oft gesagt, daß, wenn er einfiele, das Feuer Schaden thun könnte. — Aber Klaus kehrte sich nicht daran, und heizte lieber gar nicht ein. Doch zwang ihn einst die bittre Kälte des strengen Winters dazu, daß er einheizen mußte; und als eben niemand in der Stube war, fiel der Ofen des Morgens zusammen. Das Feuer ergriff den nahen Flachs an den Spinnrädern, darauf die nicht weit davon stehende Bettlade, dann das Bett. Nun ward Lärm im Dorfe. Klaus, der in der Scheune war, eilte herbey, und wollte sein Geld retten. Indeß kamen die Spritzen; denn es brannte schon zum Dache heraus. Und weil keiner mehr das Haus erhalten konnte, ward es eingerissen, um wenigstens die übrigen Gebäude, ja das ganze Dorf zu retten. Da löschte man denn auch glück-

glücklich das Feuer; aber man vermißte Herrn Klausen. Als nun der Schutt aus einander gebracht wurde, da fand sich des Herrn Klausen Leichnam vor der verbrannten Geldkiste liegend, wo er vermuthlich vom Dampf erstickt war.

— — — —

Um mit seinem geerbten Vermögen recht viel Geld auf einmal zu gewinnen, lies sich ein gewisser Kaufmann zu gleicher Zeit in mannigfaltige große Handlungsgeschäfte ein. Dazu hätte er drey oder vier Kaufmannsbedienten halten müssen, aber sein Geiz trieb ihn an, alles allein verrichten zu wollen; und weil er gleichwohl nicht mehr als für einen Menschen arbeiten konnte; so mußte er manches unordentlich machen, oder vernachlässigen, wovon er Schaden litt. Seinem Gesinde gab er so wenig Lohn und so schlechte Kost, daß sie, um ihr Leben zu erhalten, ihn bestahlen. Selbst seinem Viehe entzog er die nöthige Nahrung. Daher starb ihm eine Kuh nach der andern ab. Dann wollte er sich die Haare aus dem Kopfe reißen, und prügelte ohne Ursache Knecht und Magd, wofür ihm von der Obrigkeit eine Geldstrafe aufgelegt wurde, die er mit schwerem Herzen bezahlte. Sein Haus wurde baufällig. Mit wenigen Kosten hätte er es wieder herstellen können; allein auch diese reueten ihn; und am Ende fiel es gar

zusammen. Kam ein Armer, und wollte eine Gabe von ihm haben, so wies er ihn ab; kam ein Nachbar, und wollte irgend ein Hausgeräthe von ihm leihen; so glaubte er immer, daß es abgenutzt würde, und schlug es ihm ab, wenn es dem andern auch noch so nöthig war. Deswegen war ihm auch kein Mensch gut; kein Mensch wollte ihm dienen, und wenn er irgend etwas von einem andern nöthig hatte, so mußte er es allemal dreyfach bezahlen. Zuletzt wollte er alles selbst machen, sogar seine Kleider, um keinen Schneiderlohn bezahlen zu müssen; darüber versäumte er noch mehr seine wichtigeren Geschäfte, und litt immer größern Schaden. Er selbst hatte sich nie recht satt gegessen; oft hatte er die ungesundesten Speisen genossen, weil sie ihn am wenigsten kosteten; darüber wurde er nach einiger Zeit krank und elend. Er hätte vielleicht wieder gesund werden können; aber der Arzt und die Arzney waren ihm zu theuer. Da er nach einer langen Krankheit, bey der seine Umstände immer schlechter wurden, endlich starb, hinterlies er nichts, als einen schwächlichen Sohn, ein eingefallenes Haus, einige zerlumpte Kleider, und den Namen eines niederträchtigen Geizhalses.

Des Verschwenders Elend.

Als einmal im März die Sonne warm schien, Veilchen blühten, und Lerchen sangen, da

da trat ein Schäfer vor seine Thür, und sprach zu sich selbst: bist du nicht ein Thor, daß du den Heuboden so schonst? Was soll dir das Heu? Es wächst alle Tage mehr Gras zu, und ist jetzt schon genug da, daß die Schaafe leben können. Sogleich gieng er in den Schaafstall, und hieb die Stangen entzwey, worauf das Heu lag, so daß es in großen Haufen in den Stall fiel. Als die Schaafe nach Haus kamen, und die Menge Heu gewahr wurden, da suchten sie sich das Beste heraus, und das andere, welches sie, ordentlich und mäßig vorgelegt, wohl auch gefressen hätten, das traten sie nun unter die Füße. Aber etwa nach acht Tagen änderte sich die Witterung; es fror und schneite gewaltig; die Schaafe mußten viele Tage zu Haus bleiben, und der Schäfer gerieth in Gefahr, Hungers wegen, seine ganze Schäferey zu verlieren.

Wie gut es sey, wenn man immer die Wahrheit redet.

Herr Müller fieng an zu handeln, und hatte doch nicht mehr als hundert Thaler, für welche er Waaren einkaufen konnte. Gleichwohl hatte er nach einigen Jahren die ansehnlichste Handlung in seiner Stadt.

Einer seiner Freunde fragte ihn einmal, wie es nur möglich sey, daß er, bey seinem ge-

ringen Vermögen, in so kurzer Zeit eine so große Handlung hätte anlegen können?

Das will ich dir sagen, antwortete er. Ich habe immer gehalten, was ich versprochen habe. Wenn ich von jemanden Geld oder Waare bekam, so bestimmte ich immer den Tag, da ich bezahlen wollte. Wenn nun dieser kam, so ruhete ich nicht eher, bis ich das Geld aufgebracht hatte, und es wieder bezahlen konnte. Dadurch habe ich mir in den größten Handlungshäusern ein solches Zutrauen erworben, daß ich so viele Waare bekommen kann, als ich verlange. Es kostet mir nur einen Brief, so steht mir für drey- bis viertausend Thaler Waare zu Diensten.

Credit, Credit, lieber Freund! ist so gut, wie baares Geld. Und Credit erlangt man, wenn man Wort hält.

Wie unglücklich man sich durch das Lügen mache.

Ludwig, ein leichtfertiger Knabe, freute sich auf eine boshafte Art, wenn er andern einen Schrecken einjagen konnte. Er stellte sich daher oft, als ob er einen Schaden genommen, fieng ein heftiges Geschrey an, und wenn das Gesinde zulief, war es wenig oder nichts, und er lachte sie noch recht aus. So lief er, zum Beyspiel,

spiel, mit Ungestüm die Treppe herunter, und suchte das Gepolter eines schweren Falles nachzuahmen; ein andermal schlug er auf den Tisch, sprützte sich eine Kirsche ins Gesicht, daß es blutrünstig zu seyn schien, und schrie, daß man glauben sollte, er habe sich ein Loch in den Kopf gestoßen. Nachdem er die Leute im Hause oft so getäuscht hatte, hörte man gar nicht mehr auf ihn. Einst stieg er auf eine Leiter, die auf dem Saale stand: es brach eine Sprosse, er stürzte herunter, und brach ein Bein. Er schrie aus vollem Halse; aber man lies ihn liegen, und kehrte sich nicht an sein Schreien. Endlich fand ihn eine Magd, die nicht seinethalben, sondern anderer Geschäfte wegen, über den Saal gieng, und sah nun wohl, daß es kein Scherz war. Man lief nach dem Barbier. Indessen aber, da man ihm nicht zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen, war der Fuß äußerst verschwollen, und wurde bey den verdoppelten Schmerzen, die er nun leiden mußte, so übel wieder eingerichtet, daß er Zeitlebens lahm blieb.

Vortreflichkeit der Geduld.

Eine gefährliche Augenkrankheit nöthigte den guten Jüngling Edmund, eine Zeitlang auf der Bahn zu den Wissenschaften still zu stehen.

Auf Anrathen des Arztes mußte er sich zuerst von seinen Büchern, und endlich, da seine Augen immer schlimmer wurden, auch vom Tageslichte trennen. In einem dunklen Zimmer lebte er in trauriger Abgeschiedenheit von den Wissenschaften und der Natur, vormals den Hauptquellen seiner Freuden. Er kannte keinen Wechsel der Tageszeiten mehr. Ihm blühte kein Frühling, lachte keine Morgenröthe, leuchtete kein Sternhimmel, dichte Finsterniß umgab ihn.

Zu seinem Glücke ertrug er seinen unaussprechlich traurigen Zustand mit Geduld; hierdurch wurde das Mitleiden seiner Freunde gegen ihn vermehrt. Sie verließen ihn fast niemals, erzählten ihm aus unterhaltenden Schriften, sprachen ihm Trost zu, wenn der Schmerz zu heftig wurde, warnten ihn, so oft er sich durch Reiben der Augen Linderung verschaffen wollte, und baten ihn mit freundschaftlicher Wärme, den Vorschriften des Arztes auf das gewissenhafteste nachzuleben. Er folgte und genas.

Sein Arzt sagte ihm nachher oft: nicht mir, sondern der Geduld, sind Sie ihre Rettung schuldig. Ohne sie würden Sie ihre Augen öfter durch Reiben erhitzt, oder sich den Genuß schädlicher Speisen erlaubt haben. Und was würde hievon die Folge gewesen seyn? fragte der Jüngling.

Lebenslange Blindheit, antwortete der Arzt.

O welch eine nützliche Tugend ist die Geduld!

Wie sehr man sich durch Ungeduld schade.

Der kleine Maximilian hatte das Unglück, daß er bey einem Spiele fiel und das Bein zerbrach. Sein Vater, der ihn sehr liebte, erschrak darüber sehr, und schickte sogleich nach einem geschickten Wundarzt, der ihn zwar verband, aber ihm auch zugleich anzeigte, daß er wenigstens vier Wochen ganz ruhig liegen müßte, damit das Bein immer in gerader Lage bliebe, und die Wunde wieder verwüchse.

Diese gute Lehre befolgte aber Maximilian nur ein Paar Tage, dann wurde er ungeduldig, warf sich im Bette umher, und stieß sogar unfreundliche Reden gegen die aus, die um ihn waren, und ihm seinen Zustand zu erleichtern suchten.

Da nun die Zeit herbey kam, daß der Wundarzt glaubte, daß das Bein müsse geheilt seyn, war es krumm gewachsen.

Darüber entstand nun im ganzen Hause eine Wehklage, aber niemand war im Stande, das Bein wieder gerade zu machen. Das Bein blieb krumm, und Maximilian mußte das krumme Bein mit in sein Grab nehmen.

Wenn man ihn nun, da er ein Mann war, fragte: wie kommen Sie denn zu dem krummen Bein? so pflegte er zu antworten: es ist eine

Folge meiner Ungeduld. Hätte ich nur einige Wochen nachher, als ich das Bein zerbrochen hatte, geduldig und still gelegen, so wäre mein Bein gerade gewachsen.

Unmäßige Freude schadet.

Sophron hatte demjenigen seiner Schüler, der am Tage der öffentlichen Prüfung am besten bestehen würde, ein lehrreiches Buch zum Zeichen seiner Zufriedenheit bestimmt.

Der Tag erschien, und Karl, der seit einem halben Jahre durch fortgesetzte Anstrengung und unermüdeten Fleis sich vor allen andern ausgezeichnet, und sich dadurch die Achtung aller seiner Mitschüler erworben hatte, bekam das Buch.

Im Taumel seiner Freude vergaß er am Abend nicht nur den ihm vom Lehrer für den folgenden Tag aufgegebenen Aufsatz zu verfertigen, sondern auch seine Blumen zu begießen; letztere waren ihm vorzüglich lieb, weil er sie von einem Freunde zum Geburtstage geschenkt bekommen hatte.

Der folgende Tag wurde einer der traurigsten seines jugendlichen Lebens. Die Verweise seines Lehrers über seine Nachlässigkeit waren ihm doppelt schmerzhaft, weil es seit einem halben Jahre für ihn die ersten waren, und selbst das

Andenken an den gestrigen für ihn so rühmlichen Tag war nicht im Stande, seine Seele zu beruhigen. Aber wie vermehrten sich seine unangenehmen Empfindungen, als er seine schönen Levkoien, die er bisher so sorgsam gepflegt hatte, verwelkt fand!

Der Vater erfuhr die Ursache seiner Traurigkeit bald, und sagte ihm unter andern: wer sich in seiner Freude zu mäßigen weis, der erspart sich eine Menge unangenehmer Empfindungen.

— — — —

Karoline stand am Fenster und strickte. Weil sie noch klein war, hatte sie sich auf ein Bänkchen gestellt.

Plötzlich kam ein Reuter in den Hof gesprengt. Bruder Karl! Bruder Karl! rief Karoline.

Das gute Mädchen wollte gern dem lieben Bruder zuerst entgegen kommen und ihn den Eltern zuführen, die eben im Garten waren. Nun hätte sie, wie sie sonst zu thun gewohnt war, behutsam von ihrem Bänkchen herabsteigen sollen; aber ihre Freude war zu unmäßig, sie sprang — und fiel! Wie erschrak ihr Bruder, der eben hereintrat, als er die Kleine, die er so zärtlich liebte, weinend und mit blutendem Gesichte da liegen sah, und wie sehr wurden ihm die Freuden des Wiedersehens dadurch verbittert!

Uebertriebene Sehnsucht schadet.

Da Rudolph sein dreyzehntes Jahr zurückgelegt hatte, wurde er von seinem Vater, welcher Prediger auf dem Lande war, in die nahgelegene Stadt zu einem geschickten Rektor gebracht, um bey ihm Sprachen und Wissenschaften zu lernen, damit er sich einst seinen Unterhalt erwerben und seinen Nebenmenschen nützen könne. Weil er nun zuvor nicht viel aus seiner Eltern Hause gekommen war, so gieng ihm die Trennung von ihnen sehr bitter ein, und da ihn sein Vater verlies, zerfloß er fast in Thränen.

Der Rektor, der ein sehr liebreicher Mann war, faßte ihn bey der Hand und sagte: beruhige dich, mein Sohn, ich bin nun dein Vater, und wenn du fein folgsam und fleißig bist, so will ich dich wie meinen eigenen Sohn lieb haben. Es sind nun bald Ferien, dann gehen wir mit einander hinaus zum Vater; da wird eine rechte Freude seyn!

Sind denn bald Ferien? fragte Rudolph heulend.

Wie lange wird es noch währen? etwa acht Wochen noch, antwortete der freundliche Rektor.

Acht Wochen? acht Wochen noch? schrie Rudolph auf eine höchst unanständige Art. Ach

daß Gott erbarme! das halte ich nicht aus. Ich muß bey meinen Vater und bey meine Mutter — und — bey — mei — ne Trom — Trom — Trommeltauben.

Da kein Zureden etwas half, so überlies ihm der Rektor sich selbst, und dachte: es wird sich ja wohl mit der Zeit geben.

Es gab sich aber nicht. Da den folgenden Morgen der Rektor ihn zum Frühstück einladen wollte, da war kein Rudolph zu hören noch zu sehen. Diesen hatte die übertriebene Sehnsucht verleitet, wieder zu seinen Eltern zurück zu laufen, welche hierüber, wie man leicht denken kann, sehr erschraken.

Sie brachten ihn zwar den nächsten Tag zu dem Rektor zurück, der ihn freundschaftlich an seine Brust drückte. Kaum war er aber einige Tage da gewesen, so lief er wieder fort, und um dieses unanständige Betragen zu entschuldigen, vergieng er sich sogar so weit, daß er dem lieben Rektor allerley Uebels nachredete.

Nun brachte ihn zwar der Vater wieder zurück, allein weil der Rektor gehört hatte, daß er ihm Uebels nachgeredet habe, so wollte er ihn nicht wieder annehmen.

Der betrübte Vater mußte ihn also wieder mit sich zurücknehmen.

Rudolphen war das nun eben recht. Da konnte er doch bey seinen Eltern und Trommeltauben bleiben.

Nach etlichen Jahren sah er aber ein, wie sehr er sich durch seine übertriebene Sehnsucht geschadet habe.

Da sein Vater wegen seiner vielen Geschäfte sich nicht um seinen Unterricht und seine Erziehung bekümmern konnte; so war er sich selbst überlassen, brachte seine edle Zeit mit den Trommeltauben, mit Angeln und Vogelstellen zu, wurde immer älter und größer, und — lernte doch nichts.

Nun starb sein Vater. Die Mutter konnte ihn, weil ihre Einnahme aufhörte, nicht länger mehr ernähren; er selbst war auch nicht vermögend, sein Brod zu verdienen; es blieb ihm also nichts übrig als — Soldat zu werden.

Da soll er nun oft gegen seine Kameraden gesagt haben: bin ich nicht ein Thor gewesen! Wenn ich ein Paar Jahre hätte von Hause bleiben können, so wäre ich jetzt mein eigener Herr, hätte mein eigenes Haus und Hof! Nun bin ich Lebenslang um meine Freyheit!

Wie schädlich der Neid sey.

Eine Bauersfrau hatte ein Ackergut und Vieh, so gut als einer im Dorfe; und doch gönn-

gönnte sie keinem Menschen etwas Gutes. Des Abends, wenn das Vieh nach Haus kam, stellte sie sich in die Hausthüre, und ärgerte sich, wenn eine Kuh vorbey gieng, die dem Nachbar gehörte. Wenn sie auf dem Felde guten Flachs sah, der ihr nicht zugehörte, so sprach sie: ich weis nicht, wie es die Leute machen; ihnen geräth alles, und mir gelingt nichts. Gleichwohl gewann sie dabey nichts, schadete sich vielmehr. Denn weil sie sich immer ärgerte und zankte, war sie beständig kränklich, und starb in ihren besten Jahren am Gallenfieber, als einst des Schulzen Frau von einem entfernten Verwandten hundert Thaler geerbt hatte.

— — — —

Man sagte dem Agis, König in Sparta: die von dem andern königlichen Hause beneideten ihn. So tragen sie, antwortete er, eine doppelte Last. Ihr eigenes Unglück würde ihnen schon Sorge genug machen, jetzt quält sie auch mein und der Meinigen Glück.

Der Gutherzige genießt das größte Vergnügen, da ihm nicht nur das, was ihm selbst, sondern auch was andern Gutes wiederfährt, Freude macht. Auf die entgegengesetzte Art vermehrt der Neider seinen Verdruß.

Laß im Unglück den Muth nicht völlig sinken.

An einem schwülen Sommertage, da die Landleute unter Vergießung vielen Schweißes ihr Getreide einsammleten, stieg ein schweres Gewitter auf; es blitzte und man hörte schon in der Entfernung ein dumpfes Murmeln. Die Leute glaubten, daß es so bald noch nicht kommen würde, und arbeiteten, um ihr Getreide noch zusammen zu bringen, und es gegen den bevorstehenden Regen zu schützen. Aber plötzlich entstund ein Sturm, der in ein Paar Minuten die Gewitterwolke herbey trieb, und — krach! da fuhr ein Wetterstrahl in die Scheuer eines Dorfs und zündete sie an.

Die guten Leute, die größtentheils noch auf dem Felde waren, sahen es, und eilten herbey, um zu löschen. Ehe sie aber herbey kamen, hatte die Flamme schon so weit um sich gegriffen, und war durch den Sturm so weit umher getrieben worden, daß fast keine Rettung möglich war, und der größte Theil des Dorfs in Asche gelegt wurde.

Da kamen die armen Leute fast um alles, was sie sich durch ihren vorigen Fleiß erworben hatten. Ihr Getreide, das sie eingesammlet hatten, ihre Wäsche und Kleider, ihr Hausgeräthe und ihre Nahrungsmittel, alles war mit ihren Wohnungen im Rauche aufgegangen.

Dies

Dies verursachte ein allgemeines Heulen und Wehklagen. Vorzüglich war Niklas ganz untröstlich. Dieser rang immer die Hände, und rief: ach daß Gott erbarme! ich armer Mann, was will ich nun anfangen? Keinen Heller Geld, keinen Bissen Brod, kein Haus noch Bette habe ich mehr. Betteln werde ich müssen — ich armer Mann!

In diesem traurigen Zustande traf ihn sein ehemaliger Nachbar Christoph an, und sagte: armer Niklas, du scheinst mir sehr traurig zu seyn!

Muß ich denn nicht? antwortete dieser, ich habe ja nicht mehr als alles verloren. Nichts habe ich mehr, als den Kittel, den ich da am Leibe trage.

Ich habe eben nicht mehr gerettet, fuhr Christoph fort. Aber was hilft nun alles Lamentiren? der liebe Gott hat es gethan; und wer kann gegen Gott? Gott hat uns doch unsere Köpfe und unsere Knochen gelassen; laß uns die brauchen! laß uns nachdenken, was wir nun anfangen müssen, und laß uns brav die Arbeit angreifen, so werden wir uns doch wol noch helfen können. Sind so viele Leute schon abgebrannt, und sind deswegen doch nicht alle verdorben.

Alles dieses rührte aber Niklasen nicht. Der schrie immer: ach, ich armer Mann, es ist aus mit mir!

Eben diese Rede führte Christoph auch gegen die übrigen Abgebrannten, und die meisten dachten wie Niklas und klagten: daß Gott erbarme! es ist aus mit uns.

Etliche aber folgten dem Christoph; sie machten sich vor allen Dingen an den Schutt ihrer Wohnungen, räumten ihn weg, und fanden noch verschiedenes Holz, Eisen und Kupferwerk, und andere Sachen, die das Feuer nicht beschädigt hatte. Dann baten sie einen begüterten, aber sehr frommen Mann, daß er ihnen etwas Geld vorschießen möchte, welches er mit Vergnügen that. Davon bauten sie sich einen Schoppen, und brachten da hinein das Getreide, das sie noch auf dem Felde hatten. Und Gott segnete es so, daß sie den Winter durch ihr Leben davon erhalten konnten. Ferner verkaufte jeder einige Aecker, baute sich für das Geld eine neue Wohnung, und schaffte sich alles an, was er zu seinem Ackerbau nöthig hatte.

Den Ackerbau trieben sie weit eifriger als sonst, und Gott segnete ihren Fleiß so, daß sie in wenig Jahren sich alles wieder anschaffen konnten, was ihnen das Feuer geraubt hatte.

Jenen aber, die sich in ihrer Traurigkeit nicht mäßigen konnten, gieng es viel schlimmer. Sie mußten einige Jahre ohne Wohnung leben; die meisten blieben ihr Lebtage arm und in Schulden verwickelt, und viele mußten sogar ihre Zuflucht zum Bettelstabe nehmen.

Reue schmerzt, ist aber sehr nützlich, wenn sie noch zu rechter Zeit kommt.

Kaspers Vater war ein guter und vernünftiger Mann, und lies in allen Unterredungen, die er mit ihm hielt, gute Lehren mit einfließen, wie man es anfangen müsse, um ein vergnügtes Leben zu führen. Aber Kasper war viel zu flatterhaft, als daß er auf diese Lehren hätte merken und sie befolgen sollen.

Unter andern erinnerte der Vater oft, daß, wenn er sich stark erhitzt habe, er ja nicht sogleich trinken solle. Kasper hörte es, drehte sich auf dem Absatze herum, und vergaß es wieder.

Nun hatte Kasper einmal, an einem schwülen Sommertage, Besuch von einigen Freunden, mit denen er ein sehr lärmendes Spiel anfieng. Es lag in seines Vaters Hof ein großer Strohhaufen. Der soll, sagte er, unsere Festung seyn. Ein Theil von uns soll sie vertheidigen, der andere sie bestürmen.

Es gilt schon! riefen alle. Laßt uns ausmachen, wer die Festung vertheidigen und wer sie bestürmen soll! Es wurde ausgemacht — Kasper wurde der Anführer der Bestürmer.

Die Vertheidiger bestiegen die Festung, und Kasper rief den Bestürmern zu: allons! Brüder, haltet euch brav! laßt uns die Kerls herunterjagen! Alle liefen an, und wurden wieder herabgeworfen; sie setzten noch einmal an, aber die Vertheidiger wehrten sich so tapfer, daß sie wieder weichen mußten. Noch einmal wurde angelaufen, und mit solcher Heftigkeit, daß die Vertheidiger genöthigt wurden, den Bestürmern den Platz zu lassen.

Da war Freude unter den Bestürmern. Kasper schwenkte den Huth und rief: Viktoria! und alle seine Kameraden riefen mit: Viktoria! Er hatte sich aber während des Tumults so erhitzt, daß er am ganzen Leibe von Schweiße tropf und für Durst lechzte; er lief gierig nach der Küche, schöpfte aus dem Eimer ein Glas voll Wasser, und trank es begierig aus.

Aber das bekam ihm sehr übel. Es überlief ihn am ganzen Leibe, und ein so heftiger Frost überfiel ihn, daß seine Zähne zusammenschlugen. Er zog seine Kleider an; das half ihm aber nichts. So gieng er traurig von seinen Freunden, legte sich zu Bette, konnte aber nicht warm werden.

Den

Den andern Tag stund er zwar auf, war aber bleich und kraftlos, welches seinem guten Vater großen Kummer verursachte.

So schlich er einige Wochen siech umher, dann fühlte er heftiges Stechen in der Brust. Sein Vater fragte einen Arzt um Rath, der gab ihm aber schlechten Trost. Ihr Sohn, sagte er, muß einen hitzigen Trunk gethan haben, und ich besorge, er wird die Schwindsucht bekommen.

Wirklich bekam er sie. Durch den hitzigen Trunk war eine Stockung des Blutes in der Lunge entstanden; dieses wurde faul, und die ganze Lunge fieng an wegzufaulen. Alle Minuten mußte Kasper husten, und große Stücke Eiter und Lunge auswerfen, welches ihm großen Schmerz verursachte. Die Schmerzen des Körpers waren aber noch lange nicht so heftig, als die Schmerzen der Seele. Die Reue peinigte ihn. Ich muß sterben, sagte er, und ach! gern wollte ich sterben, wenn ich nur nicht selbst die Ursache meines Todes wäre. Aber ach! ach! ich habe mich selbst ums Leben gebracht, weil ich meinem lieben Vater nicht habe gehorchen wollen. Wenn ich nur einmal wieder gesund wäre, so wollte ich nimmermehr so unvorsichtig handeln, und auf die Hitze trinken.

Nun war es aber zu spät. Kaspers Lunge war verloren; er wurde nicht wieder gesund, und mußte unter großen Schmerzen sein Leben lassen.

Von der Schädlichkeit des Zorns.

Ein Knabe ward von einem andern unversehens im Spiel mit dem Balle am Auge beschädigt. Ein Verwandter dieses Beschädigten gerieth darüber in den heftigsten Zorn, ergriff jenes Kind, welches das andere beschädigt hatte, und sich gegen ihn unbescheiden verantwortete, bey den Haaren, und schlug und trat es so lange, bis es unter seinen Händen starb. Die Gerichte ließen ihn ins Gefängniß setzen, und ihm ward das Leben durch den Scharfrichter genommen. Denn wer einen Menschen vorsetzlich tödtet, ohne daß es ihm von der Obrigkeit befohlen wird, der muß, andern zum warnenden Beyspiel, wieder sterben; sonst wäre keiner seines Lebens sicher.

Willst du klug seyn, und vielen Unannehmlichkeiten ausweichen, so mäßige deine Leidenschaften, besonders aber den Zorn.

— — — —

Einmal gieng Moriz aus seinem Garten, und vergaß die Thüre hinter sich zuzuschließen. Das machte sich eine Henne zu Nutz, die sich, während seiner Abwesenheit, in den Garten schlich. Hier stiftete sie nun freilich nichts Gutes. Sie scharrte auf den Beeten, um Regenwürmer zu suchen, und kam unter andern auf

einen

einen Fleck, wohin Moriz Nelken gesäet hatte. Diese wurden größtentheils verdorben.

Moriz war vor Aergerniß außer sich, als er diesen ungebätenen Gärtner auf seinem Beete fand. Halt! rief er, du sollst mir deinen Muthwillen theuer bezahlen. Er lief nach der Thür und verriegelte sie, damit die Henne seiner Rache nicht entlaufen möchte. Dann nahm er Sand, Erdenklümpen, Steine und alles, was er habhaft werden konnte, und warf es nach dem armen Thier.

Dies wußte für Angst nicht, wohin es sich verbergen sollte. Es versuchte einigemal, über das Stochet zu fliegen, seine Kräfte reichten aber nicht zu. Da fiel es wieder herunter, fiel in Morizens Blumentöpfe, und zerbrach zwey davon, in welchen er seine schönsten Aurikeln hatte.

Nun wurde er noch mehr entrüstet. Er sprang wild auf den Beeten umher, zertrat da eine Tulipane, dort eine Hyacinthe, warf von neuem, und anstatt die Henne zu treffen, warf er in das Fenster des Gartenhauses, und zerbrach eine Spiegelscheibe.

Jetzt war seine Wuth bis aufs höchste gestiegen; so sollst und must du sterben, schrie er, du verdammtes Thier! nahm seinen Rechen, schlug nach ihr, und zerbrach ihn. Er ergriff die Hacke, fieng den Zweykampf noch einmal an,

und würde die arme Henne ohne Zweifel endlich getödtet haben, wenn der Vater, der ihm aus seinem Fenster zugesehen hatte, ihr nicht zu Hülfe gekommen wäre.

Kaum sah er ihn, so rief er: sehen Sie nur, Vater, was für Schaden mir die böse Henne gethan hat! Ach! lassen Sie die Thüre offen, daß ich sie hinaus jagen kann.

Und warum öfnetest du sie nicht bey Zeiten, antwortete der Vater, und jagtest die Henne behutsam hinaus? so wäre alles das Unglück nicht geschehen. Wie kannst du doch so unüberlegt und unklug handeln?

Was für Schaden ein allzu großer Schrecken thun kann.

Herr Hilbert gieng an einem Winterabend mit seiner Frau in Gesellschaft, und gab bey seinem Weggehen seinen Kindern die Erinnerung, daß sie sich in seiner Abwesenheit stille und friedlich betragen möchten, damit er bey seiner Zurückkunft Freude an ihnen haben möchte.

Die Kinder befolgten auch die Erinnerung, und spielten mit einander ohne den geringsten Zank und Lärmen.

Friederikchen, ein zwar gutes, aber sehr leichtsinniges Mädchen, zündete einen Wachsstock

an,

an, und gieng in die Nebenstube, um da etwas zu holen, war aber so unbedachtsam, daß sie den brennenden Wachsstock auf einem Tische stehen lies, wo des Vaters Papiere und Briefe lagen, und zu ihren Geschwistern zurück gieng. Diese waren mit ihrem Spiele so beschäftigt, daß sie an den Wachsstock nicht dachten.

Erst nach einer Viertelstunde, da Friederikchen ihr Geld auf die Erde fallen lies, und sie, um es zu suchen, den Wachsstock anzünden wollte, fiel es ihr ein, daß sie ihn in dem Nebenzimmer habe stehen lassen. Sie lief hin, um ihn zu holen. Aber hilf Himmel! was für ein Anblick war da, als sie die Thür öfnete. Der ganze Wachsstock war verbrannt, hatte die Papiere ergriffen, und den Tisch angezündet, so daß dem Mädchen Rauch und Flammen entgegen schlugen.

Sie that einen lauten Schrei. Auf ihr Geschrei kamen ihre Geschwister und die Magd herbeygesprungen, und schrien auch. Ach daß Gott erbarme! das Unglück! das Unglück! ach unser Haus! es brennt ab. Ach der arme Vater! ach der gute Herr Hilbert!

Wenn sich doch nur eins von ihnen gefaßt und ein Paar Kannen voll Wasser herbey geholt, und in das Feuer gegossen hätte! es konnte ja wirklich noch gelöscht werden. Es brannten ja nur der Tisch und die Papiere.

Der

Der Schrecken war aber bey allen so groß, daß sie sich hierauf gar nicht besinnen konnten, sondern nur immer schrien: ach das Unglück! das Unglück! ach wir armen Leute!

So bekam denn das Feuer Zeit, immer weiter um sich zu greifen. Es ergriff die Vorhänge, den Schreibschrank, die Fensterfutter, daß in wenigen Minuten die ganze Stube in Flammen stund.

Jetzt entdeckten es die Nachbarn, und sprangen herbey, trugen Wasser zu, um zu löschen; der Thürmer sah es auch, und schlug an die Glocke. Die Trommelschläger, die dazu verordnet waren, in solchen Fällen Lärm zu machen, hörten es, giengen durch die Straßen und trommelten, die Nachtwächter bliesen in die Hörner, die Feuersprützen wurden herbeygeführt, alle Einwohner stürzten aus ihren Häusern, und liefen nach dem brennenden Hause zu, und der arme Herr Hilbert mit seiner Frau auch. Da er herbey kam, brannte schon das ganze Haus.

Das war ein erschreckliches Getümmel. Helft! löscht! Wasser herbey! hieher! hier ist Gefahr! Niedergerissen muß das Haus werden! so schrie alles durch einander.

Die Zimmerleute schlugen die Fenster ein, damit die Feuersprützen in die Zimmer schießen konnten, deckten das Dach ab, und schnitten die

Gesparre weg, um dem Feuer die Nahrung zu benehmen. Dies dauerte eine schreckliche Stunde lang; da war endlich das Feuer gelöscht.

Aber Herrn Hilberts ganzes Haus war ein Aschen- und Kohlenhaufen. Alles, was darinnen war, war verbrannt; Schränke und Kleider, Wäsche, Schinken und Würste, und Friederikchens Canarienvogel, alles war verbrannt. Friederikchen hatte in dem Gedränge einen solchen Stoß bekommen, daß ihr das ganze Auge verschwollen war.

Nun suchten die betrübten Eltern ihre Kinder aus dem großen Haufen zusammen, führten sie zu dem Freunde, bey dem sie gewesen waren, und baten ihn, sie in sein Haus aufzunehmen, welches er auch gern that; denn er war ein guter Mann.

Hier erzählten die Kinder ihrem Vater, unter Vergießung vieler Thränen, wie es mit diesem Unglück zugegangen wäre. Aber warum, fragte der gute Vater, warum goßt ihr denn nicht gleich Wasser in das Feuer? oder rieft die Nachbarn zu Hülfe?

Ach, sagten sie, wir waren so erschrocken, daß wir gar nicht wusten, was wir anfangen sollten.

Der bekümmerte Vater sah, daß die Sache nun nicht geändert werden konnte. Er fiel in ei-

einen Lehnstuhl, und sagte: ihr thörigten Leute! ihr hättet alles retten können, wenn ihr Muth gefaßt hättet. Durch einen übermäßigen Schrecken aber habt ihr mich und euch alle arm gemacht.

Wie nützlich das Gesinde sey.

Andreas Feldmann lebte mit seiner Familie auf einem kleinen Landgute, das er sich gekauft hatte. In der Stadt war er des langen Schlafens, des unnöthigen Putzes, der langeweiligen Visiten, und des beständigen Schmausens und Faullenzens müde worden; auch hatte ihm die dicke Luft und die faulen Ausdünstungen eine Engbrüstigkeit zugezogen. Darum hatte er sich aufs Land begeben. Hier athmete er freyer, würzte sein ländliches Mahl durch Arbeit, aß und trank, was ihm sein Feld, Garten und Heerden einbrachten, und war gesund und vergnügt. Zwey Knechte, die ihm den Acker bauen halfen, und drey Mägde, die das Vieh und die Hauswirthschaft besorgten, hielt er wie seine Kinder. Er nannte sie oft seine Söhne und Töchter. Sie aßen mit ihm an einem Tische, weil sie das, was gegessen wurde, mit verdient hatten. Wenn sie nun von der Arbeit kamen und sich zum Essen setzen wollten, sagte er oft zu seinen Kindern: da seht einmal, Kinder! wie Michel und Hans geackert haben, daß ihnen

noch der Schweis über die Backen läuft; und wenn Lise keine Butter und Käse gemacht und dies gute Gericht nicht gekocht hätte, nach dem euch schon das Maul wässert, so müßten wir mit leerem Magen ins Bett gehen. Betet ja für die guten Leute, daß ihnen nach der vielen Arbeit nun auch das Essen wohl bekomme. Habt sie lieb, und macht ihnen keinen Verdruß; sie haben es zehnfach verdient. Ein andermal sagte er, wenn die Kinder mit reiner Wäsche erschienen: bedenkt ihr auch, daß Christine das so weis gewaschen hat? seyd ja recht freundlich und bescheiden gegen sie und die andern Mägde. Ihr seht wohl, daß eure Mutter nicht fertig werden kann, und selbst könnt ihr euch noch nicht helfen. Auch pflegte er zuweilen des Edelmanns-Knecht mit seinem Herrn zu vergleichen, und meinte, jener müßte eigentlich edel genannt werden, weil er durch Fleiß und Arbeit das hervorbrächte, was der Edelmann in Unthätigkeit verzehrte. Durch dieses Betragen gegen seine Leute machte er, daß sie ihn wie einen Vater liebten, und so fleißig waren, daß in kurzer Zeit sein Gütchen um die Hälfte mehr eintrug, als da ers angetreten hatte. Aber nun kam ein Mißjahr, da er nicht einmal genug zum Saamen erndtete, weil ein später Frost die Saat getroffen hatte. Da wurde aller Vorrath aufgezehrt, und das vorher erworbene Geld alle

zugesetzt. Doch erhielt die Hofnung auf die nächste Ernte noch den Muth. Allein sie schlug fehl. Ein anhaltendes Regenwetter machte, daß das Korn auf dem Halme auswuchs, und ganz unbrauchbar wurde. In eben dem Jahre verlor Herr Feldmann den Rest seines Vermögens, ein Kapital von 5000 Thalern, das ihm von dem Ankaufe des Gütchens übrig geblieben war, durch den Bankrutt eines verschwenderischen Kaufmanns. Nun war guter Rath theuer. Borgen mochte er nicht, weil er dachte, es würde ihm in der Folge noch schlimmer gehen, wenn er, außer seinen bisherigen Ausgaben, auch noch Zinsen bezahlen müßte. Das Einzige, was er thun konnte, war zu sparen. Er berief also seine Leute zusammen, und sagte ihnen: meine lieben Kinder! ihr seht selbst, daß es mit unserer Wirthschaft nicht mehr so fort gehen kann, wenn ich nicht zum Bettler werden will. Ich weis mir vor der Hand nicht anders zu helfen, als daß wir die Woche nur zweymal Fleisch essen, des Abends mit Käse und Brod vorlieb nehmen, und daß ich euch den Thaler wieder abziehe, den ich euch vor zwey Jahren zugelegt habe. Dazu mögen ein Knecht und eine Magd, denen dieses am wenigsten gefällt, ihren Abschied nehmen, und wir andern theilen uns dann in ihre Arbeit. Da fiengen sie alle an zu weinen. Michel sagte: ich bleibe, wenn wir auch lauter

trocke-

trockenes Brod essen sollen. Hans wollte für zwey Thaler weniger dienen, auch wol gar umsonst. Die Mägde schluchzten überlaut, und keine wollte ihren Abschied. Endlich beredeten sie sich unter einander, die Mägde wollten alle Tage zwey Stunden länger, als bisher, spinnen, und aufs Frühjahr fremde Leinwand für Geld in die Bleiche nehmen; auch wollten sie, eine um die andere, die Butter zwey Stunden weiter in eine größere Stadt tragen, wo sie mehr dafür bekämen. Die Knechte schlugen vor, die Tage, die sie von der Feldarbeit abbrechen könnten, für den Edelmann Fuhren zu thun. Alle erboten sich auch, Herrn Feldmann die Paar Thaler vorzuschießen, die sie sich bey ihm gesammlet hatten, oder mit ihrem Lohne ein Jahr zu warten. Nur möchte er keines verstoßen; er hätte sie ja oft seine Kinder genannt; und Gott würde schon weiter helfen, wenn sie recht fromm und fleißig wären. Da konnte ihnen Herr Feldmann nicht länger widerstehen. Er faltete die Hände, und dankte Gott für die guten Leute, die er ihm beschert hatte. Mit Freuden giengs dann an die Arbeit. Jeder hielt, was er versprochen hatte. Ueber dem fleißigen Arbeiten vergieng das schlimme Jahr, man wußte nicht wie, und das folgende gab eine reichliche Ernte. So gewann Herr Feldmann in einigen Jahren mehr, als er verloren hatte, besonders da seine

eigene Kinder größer wurden und arbeiten halfen, wie es ihre Schuldigkeit war. Die treuen Dienstboten verließen ihn auch nicht, da sie heiratheten; lieber wären sie ledig geblieben, als daß sie ihn verlassen hätten. Er bauete ihnen etliche kleine Häuser auf seinen Hof, und gab jedem ein Stückchen Land zum Garten. Da heirathete Michel die Christine, und Hans die Lise, und dienten ihm treu und redlich bis an ihren Tod. Er wurde zuletzt so reich, daß er seiner beyden Nachbarn ihre Güter dazu kaufte, und seine zwey ältesten Söhne darauf setzte, und die Ursache seines Glücks und Reichthums war diese, weil er das Gesinde gut und menschenfreundlich behandelte.

— — — —

In einer großen Stadt wurde eine vornehme und reiche Frau begraben; aber niemand weinte um sie. Diese so unglückliche Frau, die von allen Leuten verachtet wurde, war eines reichen Brauers, Meister Stadtbiers, Tochter, und hatte einen armen Hofrath, Namens Valentin, geheirathet: dieser war aber ihres Reichthums gar nicht froh geworden, sondern vor Kummer über seiner Frau schlechte Aufführung und Denkungsart gestorben. Mit ihrem Hausgesinde pflegte es diese Frau Hofräthin so zu halten: dem Bedienten gab sie das gewöhnliche

Kostgeld und Livree, nahm aber die alten Tressen zum Ausbrennen zurück, wenn er eine neue Livree bekam. Die Trinkgelder wurden in eine Büchse gethan, wozu sie den Schlüssel hatte, und Heinrich, der dreyzehnte, der ihr davon lief, hatte einmal nachgerechnet, daß beynahe die Hälfte davon fehlte, als es unter das Gesinde vertheilt wurde. Das Kartengeld, welches sie sich bezahlen lies, wann sie Spielgesellschaft hatte, nahm sie für sich, da es sonst den Bedienten gehört; lies auch die gebrauchten Karten etlichemal beschneiden und für neue auflegen. Die Mägde kamen Sommer und Winter in keine Stube. Ihr Tisch war der Heerd. In die Küche kam die Frau Hofräthin, blos um ihnen das Brod in die Hände zu schneiden, und das halb geschmelzte Essen abzuwägen, und alles, was eßbar war, zu verschließen. Wie viel Fleisch an jedem Knochen blieb, der vom sogenannten Herrschaftstische wieder heraus kam, merkte sie sich auf ein Haar. Die gewöhnliche Anrede, mit der sie ihre Bestellungen an die Hausleute austheilte, war: hört ihr, Mensch! thut den Augenblick dies oder das, und scheert euch vom Fleck; hebt die faulen Knochen auf, daß ich euch nicht vor die Langeweile füttern muß. Hatte eins was versehen, so sagte sie: Lumpenpack, Schandmensch, Tagedieb, und andere garstige Worte, die wohlgezogenen Leuten gar

nicht bekannt sind. Sie schlug sogar um sich, und trat nach den Leuten, wie ein unbändiges Pferd. Was vom Hausgeräthe zerbrochen wurde, oder sonst zu Schaden kam, wurde dem Gesinde am Lohne abgezogen, wenn es auch gar keine Schuld daran hatte. Durch diese und andere Unarten brachte es die Frau Hofräthin nach und nach so weit, daß niemand mehr bey ihr dienen wollte. Sie mußte daher doppelten Leihkauf geben, und etliche Thaler mehr Lohn, als andere. Gleichwohl behielt sie keinen Dienstboten länger als ein Vierteljahr, und meistens kamen blos solche zu ihr, die wegen Diebstahl, Faulheit oder wegen anderer Fehler von andern Herrschaften fortgejagt worden waren. Gemeiniglich suchten sich dann diese für das Ungemach, das sie von ihr ausstehen mußten, dadurch zu rächen, daß sie Kisten und Kasten aufbrachen, und davon schleppten, was sie konnten. Je älter sie nun wurde, desto schlimmer wurde sie, und endlich konnte es gar niemand bey ihr aushalten. Da muste sie sich selbst bedienen, und, weil sie wegen ihres vielen unnöthigen Aergerns schwach und kränklich geworden war, und nicht ordentlich aufräumen konnte, so sah es in ihrem Hause aus, wie in einem Schweinstalle. Das Essen lies sie sich aus dem Gasthofe bringen, und mußte nehmen, was man ihr schickte. Ihr Bett mußte sie selbst machen; und konnte es so schlecht,

daß sie sich wund lag. Zuletzt stieg sie einmal auf einen Stuhl, um ein Geschirr oben auf das Töpfenbrett zu stellen. Weil dieses aber etwas schwer war, so überschlug sie sich damit, fiel herunter, und brach das linke Bein entzwey. Da war nun niemand, der ihr helfen konnte; sie schrie aber so entsetzlich, daß es endlich die Nachbarn hörten, und ihr zu Hülfe kamen. Man brachte sie ins Bett, und verband sie. Ihre Anverwandten beredeten eine dienstlose Magd und einen Barbiergesellen, der eben in die Fremde gehen wollte, für einen ansehnlichen Lohn, bey ihr zu bleiben. Aber sie konnten sie nicht retten. Sie starb, indem ihr Blut durch den vielen Zorn und Verdruß, dem sie sich in ihrem Leben überlassen hatte, so verdorben war, daß sie, außer einem heftigen Wundfieber, auch den kalten Brand am Beine bekam. Ihre Anverwandten, die sie beerbten, ließen sie nun zwar begraben, aber niemand weinte um sie. Welch eine Thörin war diese Frau!

Auch Feinde können uns nützlich seyn.

Der junge Grünau hatte den Fehler an sich, daß er in Gesellschaft sich oft von der Frölichkeit so hinreißen lies, daß er sich selbst vergaß, und sehr leichtsinnige Reden führte. In der Frölichkeit trank er auch wol mehr Wein,

 als

als ihm gut war, und dann war er gar ausgelassen, scherzte auf eine sehr unanständige Art, erzählte seine eigene Thorheiten, offenbarte die Heimlichkeiten anderer, und spottete über alle Menschen, auf welche das Gespräch gelenkt wurde.

Sehr oft baten ihn seine Freunde, er möchte doch diesen Fehler ablegen, und stellten ihm vor, daß dieser Leichtsinn und dieses unüberlegte Betragen ihm sehr großen Verdruß zuziehen könnte. Er kehrte sich aber weder an ihre Bitten noch Vorstellungen.

Bald darauf entzweyete sich aber einer von diesen Freunden mit ihm, und wurde sein Feind. Er lauerte nun begierig auf alles, was Grünau in Gesellschaft that und sprach, und wenn er einmal eine Thorheit begangen hatte, so breitete er sie den andern Tag aus; hatte er von jemand nachtheilig gesprochen, so brachte er es diesem sogleich zu Ohren.

Dadurch bekam Grünau in kurzem vielen Verdruß, daß er hätte davon laufen mögen.

Einmal bekam er seinen Feind zu sprechen, und fragte ihn, ob es auch wol erlaubt sey, ihm so vielen Verdruß zu machen, da er doch sonst sein Freund gewesen wäre?

Dieser lies ihn aber sehr heftig an, und sagte: so ein Mensch, wie du bist, verdient keine bes-

bessere Behandlung; so ein Trunkenbold, so ein Mann, der so viele unbesonnene Streiche gemacht hat, so ein schlechter Mensch, der über alle Leute spottet. — So hielt er ihm das ganze Register seiner Ausschweifungen vor.

Darüber erschrak Grünau sehr, und von dieser Stunde an war er in Gesellschaft beständig aufmerksam auf sich selbst. Wenn Wein aufgetragen wurde, so trank er sehr mäßig, und wenn von andern gesprochen wurde, so redete er sehr bedachtsam. Die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, war zu merklich, als daß sie nicht andern hätte in die Augen fallen sollen. Einer seiner Freunde freuete sich darüber vorzüglich, umarmte ihn, und sagte: Sie sind ja seit einiger Zeit ein weit besserer Gesellschafter, als ehemals. Haben meine Bitten und Vorstellungen einmal durchgedrungen?

Nein, antwortete dieser, die Bitten und Vorstellungen meiner Freunde haben mich nicht gebessert. Sie waren für einen Menschen, wie ich war, zu gelinde. Meine ganze Besserung habe ich den Schmähungen meines Feindes zu danken.

Zwölf brave Söhne.

Folgende Geschichte trug sich vor einiger Zeit zu London zu. Es lebte daselbst ein fast hun-

hundertjähriger Mann, von Profession ein Schneider. Dieser Mann hatte zwölf Söhne, die alle Soldaten waren, und die in dem letzten Amerikanischen Kriege sich alle brav gehalten haben. Die Vorsehung hatte über ihr Leben gewacht, und sie kamen alle gesund und unversehrt zurück; und sie eilten, ihren alten Vater aufzusuchen.

Als sie bey ihm ankamen, fanden sie ihn in großer Dürftigkeit. Es fehlte ihm sogar an Brod. „Kein Brod! rief einer der Söhne aus, (es war der jüngste) und er hat dem Vaterlande zwölf Vertheidiger gegeben! das ist nicht recht; ihm muß sogleich geholfen werden!"

Aber wie? erwiederten die andern. „Wie? ist denn kein Leihhaus hier?" (In großen Städten pflegt ein Haus zu seyn, wo man Geld geliehen bekommt, wenn man irgend eine Sache von Werth zum Unterpfande geben kann.)

Ein Leihhaus? — Ja; aber was kann uns das helfen, da wir nichts zu versetzen haben?

Wir hätten nichts? hört nur, Brüder! unser Vater hat viele Jahre lang das Schneiderhandwerk getrieben, und stirbt jetzt Hungers; das beweiset seine Ehrlichkeit zur Genüge. Wir, seine Söhne, haben dem Vaterlande gedient, und keiner darf sagen, daß wir unsere Ehre jemals

mals befleckt haben. Kommt, laßt uns unsere Ehre für ihn versetzen! Man wird uns, hoffe ich, doch wol funfzig Pfund, (fünfhundert Gulden) auf ein solches Pfand leihen!

Die Brüder lächelten anfangs über diesen Einfall; endlich billigten sie ihn. Einer fertigte folgendes Billet aus, und alle unterschrieben es.

Zwölf Engländer, Söhne eines Schneiders, der in einem Alter von beynahe hundert Jahren in die äußerste Armuth gerathen ist, alle Soldaten und alle eifrig im Dienste des Königs und des Vaterlandes, bitten die Herren des Leihhauses um die Summe von funfzig Pfund, ihren armen unglücklichen Vater zu unterstützen. Zur Sicherheit darüber verpfänden wir unsere Ehre, und versprechen, besagte Summe nach Verlauf eines Jahres wieder zu bezahlen.

Dieses Billet schickten sie nach dem Leihhause. Man zahlte ihnen die verlangten funfzig Pfund aus, zerriß das Billet, und versprach, den Alten zu versorgen, so lange er lebte. Kaum wurde diese Begebenheit bekannt, so liefen Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, den Schneider zu sehen, und keiner kam mit leerer Hand.

Der Schneider kam auf diese Art in so gute Umstände, daß er im Stande war, seinen braven Söhnen ein kleines Kapital zur Belohnung ihrer kindlichen Treue zu hinterlassen.

Der edelmüthige Bauer.

In dem braunschweigischen Städtchen Vorsfelde entstand eine Feuersbrunst; und das Feuer war schon ganz nahe an einem Orte, wo drey Fässer voll Pulver stunden.

Niemand wollte heran zum Löschen. Ein Tagelöhner wagte sich endlich hinzu, und da die Flamme den Eingang schon verwehrte, stieg er durch ein Fenster in das brennende Gebäude, und brachte die Fässer an das Fenster, wo sie zwey andere Männer in Empfang nahmen. So schafften sie Sicherheit beym Löschen, wodurch ein großer Theil des Städtchens, der sonst vermuthlich ein Raub der Flammen geworden wäre, erhalten wurde. Das eine Faß war schon heiß von der Glut.

Einige Zeit nachher lobte jemand diesen Mann wegen seiner That, äußerte aber dabey, daß es doch sehr verwegen von ihm gewesen wäre.

Nein, glaubet mir, erwiederte der Tagelöhner, ich hab' es nicht aus Verwegenheit gethan. Ich dachte so: wenn nun auch das Pulver los geht, so ist an mir so viel nicht verloren; aber wenn ich doch das Pulver heraus holen könnte, so wäre noch manches zu retten; und ich habe ja in dem Hause so viel Gutes genossen!

Der

Der gestäupte Thierquäler.

Zu Abo in Finnland war ein kranker Hund an die Hütte eines Lederhändlers gekommen, wo er im Begriff war zu sterben. Der funfzehnjährige Sohn dieses Mannes, ein unbarmherziger Bube, hatte die Grausamkeit, dieses winselnde Thier zuerst mit Steinen zu werfen, und es dann mit einem Topfe voll siedenden Wassers zu begießen.

Ein gegenüber wohnender Räthsherr sah diese Unmenschlichkeit. Dieser trug am folgenden Tage die Sache im Rathe vor; seine Amtsbrüder beschlossen einmüthig, den Knaben vorzufordern und gefangen zu setzen.

Es geschah: nach reiflicher Ueberlegung ward an einem Markttage vor vieler Menschen Augen zu folgender Strafe geschritten. Ein Büttel entkleidete den Oberleib des Unmenschen, schloß ihn hierauf an den Schandpfahl, und las ihm folgendes Urtheil vor:

„Weil du, junger Unmensch, einem der Geschöpfe deines Schöpfers, da es in seiner Todesstunde winselnd dich um Hülfe anflehte, nicht nur keinen Beystand geleistet, sondern sogar mit frevelnder Hand die Schmerzen des sterbenden Thiers vervielfältigt, und es mit vermehrter Quaal getödtet hast; so soll dir nun dein

verdienter Name an die Brust geheftet, und du sollst dann mit funfzig Streichen gestraft werden."

Er hieng ihm hierauf ein schwarzes Blech an die Brust, worauf mit großen weißen Buchstaben die Worte stunden: Blutdurstiger Unmensch. Ein zweyter Büttel zählte ihm hierauf fünf und zwanzig Streiche zu, worauf der erste ihm wieder folgendes vorlas:

„Hier, junger Unmensch, fühle nur etwas von den Schmerzen, womit du dein Mitgeschöpf in seiner Sterbestunde quältest; und wenn du einst in deiner eigenen Todesstunde Barmherzigkeit von dem Herrn aller Geschöpfe erflehen willst, so werde menschlicher."

Dann gab der zweyte Büttel ihm noch die rückständigen fünf und zwanzig Streiche, alles Winselns ungeachtet, wodurch er Erbarmung von seinen Richtern auf dem Rathhause zu erflehen suchte.

Diese Strafe der Unmenschlichkeit gegen den treuesten Gesellschafter der Menschen, den dankbaren Hund, hatte den besten Erfolg, indem sie ähnlichen Versündigungen ein Ende machte. Denn im Sommer pflegten die finnischen Knaben lebende junge Sperlinge anzunageln, und mit Armbrüsten oder Blaseröhren darnach zu schießen. Andere spießten Frösche auf, und hatten eine unmenschliche Freude an dem Zappeln der armen Thiere.

Der

Der großmüthige Gläubiger.

Einem reichen Landmann im Kanton Zürch waren einige benachbarte Bauern ansehnliche Summen schuldig, wovon sie ihm jährliche Zinsen bezahlen mußten.

In der großen Theurung, die im Jahre 1771 einfiel, wußten die armen Bauern nicht, woher sie das Geld zur Abtragung der Zinsen nehmen sollten.

Der Tag der Zahlung erschien, und der begüterte Gläubiger lies die Schuldner alle zu sich fordern. Sie kamen alle mit schwerem Herzen; denn sie erwarteten, daß man ihnen die Zinsen abfordern würde, die sie diesmal doch ganz unmöglich aufbringen konnten.

Zwar wurden sie von ihrem Gläubiger freundlich empfangen, und sogar gebeten, sich an einen schon gedeckten Tisch zu setzen und mit ihm zu essen; aber es wollte ihnen weder Essen noch Trinken schmecken, so bange war es ihnen ums Herz.

Der Wirth bemerkte ihre Verlegenheit und sagte: ich sehe wohl, lieben Leute, warum das Essen euch nicht schmecken will; aber hier habe ich eine Arzney, die gewiß eure Magen kuriren wird. Mit diesen Worten gab er jedem von ihnen einen Zettel, der eine unterschriebene Quittung

tung für ihren Jahrzins enthielt. Die entzückten Schuldner dankten ihrem Wohlthäter mit Freudenthränen, und ließen sichs darauf wohl schmecken.

Oft ist die gute Art, mit der man Wohlthaten erzeigt, mehr werth, als die Wohlthat selbst; so wie das ansehnlichste Geschenk durch die üble Art, mit der es gemacht wird, oft seinen ganzen Werth verliert.

Großmuth und Dankbarkeit.

Ein englischer Schiffskapitain, Namens Richardson, wurde ohnweit Danzig von einem schrecklichen Sturm überfallen. Mit genauer Noth gelang es ihm, den Hafen zu erreichen.

Ein anderes Schiff, welches dem seinigen folgte, war nicht so glücklich. Es ward vielmehr auf eine Sandbank geworfen, und sechzehn Menschen, die sich auf demselben befanden, erwarteten schon den Augenblick, da ihr Schiff bersten, und sie selbst ein Raub der tobenden Wellen werden würden.

Richardson bemerkte ihre Noth; allein sein eigenes Schiff war so übel zugerichtet, und seine Leute waren von Arbeit und von ausgestandener Todesangst so erschöpft, daß es ihnen unmöglich war, umzukehren, und den Nothleidenden zu Hülfe zu eilen.

Und

Und doch drängte ihn sein Herz gewaltig; es war ihm nicht möglich, bey der Noth seiner Nebenmenschen ein müssiger Zuschauer zu bleiben. Was that er also?

Er lief zu dem Kapitain eines andern Schiffs, welches gleichfalls da vor Anker lag, und bat ihn, eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, zu deren Erfüllung er sich selbst außer Stand gesetzt sehe.

Aber dieser andere Schiffskapitain war einer von den kalten kleinen Seelen, die, wenn sie jemand dienen sollen, sich erst immer wohlbedächtig fragen: habe ich selbst auch nichts dabey zu wagen? gewinne ich auch wol selbst dabey? Dieser selbstsüchtige Mann war also nicht zu bewegen, sich selbst zur Rettung der Unglücklichen zu entschließen. Richardson bat ihn also, ihm wenigstens sein Bot zu leihen, weil dieses größer und stärker, als sein eigenes war; aber auch dieses wurde ihm abgeschlagen, weil es bey dem schrecklichen Sturme, der noch immer wüthete, leicht verloren gehen konnte. Von edlem Unwillen glühend eilte Richardson wieder nach seinem eigenen Schiffe, und rief seinen ermatteten Matrosen zu: „Kameraden, habt ihr wohl noch Kraft und Muth genug, ein Werk der Barmherzigkeit um Gottes willen zu verrichten? Seht jene Unglücklichen, die dem Augenblicke des

Todes nahe sind! wer ein menschliches Herz hat, der folge mir!"

Mit diesen Worten sprang er in das Bot, und acht brave Matrosen sprangen ihm nach. Muthig ruderten sie durch die wüthenden schäumenden Wogen, und kamen endlich glücklich bey dem gestrandeten Schiffe an. Aber in ihrem kleinen Bote konnten sie nur sechs Menschen auf einmal aufnehmen. Diese brachten sie also zuerst ans Land; dann kehrten sie noch zweymal zurück, um auch die übrigen abzuholen. Die Geretteten dankten ihnen mit Freudenthränen.

Unter den sechzehen Menschen, die ihnen ihr Leben zu verdanken hatten, war auch ein reicher Kaufmann aus Smirna. Dieser kam am andern Tage zu Richardson, und brachte ihm tausend Guineen, in unserm Gelde über zehntausend Gulden.

Was soll das, fragte Richardson? Es soll dein seyn, antwortete der Kaufmann; nimm es, als einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit an. Ich? der Himmel bewahre mich! hab' ich dir darum geholfen, daß du mir Geld dafür geben solltest? — Der Kaufmann fuhr fort, darauf zu dringen, daß er das Geld annehmen sollte, und Richardson — es abzuschlagen. Endlich fragte dieser: so sage mir doch, der du so große Geschenke anbieten kannst, wie groß

mag

mag denn wol dein Vermögen seyn? So groß, war die Antwort des Kaufmanns, daß ich dich und alle dein Schiffsvolk versorgen könnte, ohne arm zu werden. — Wenn das ist, erwiederte Richardson, so darf ich dein Geschenk nehmen. Er nahm hierauf den Beutel mit Geld, rief seine Matrosen auf das Verdeck, und theilte alles unter sie aus, ohne etwas für sich zu behalten. — Indeß nun das Schiffsvolk laut frohlockte, stand der Kaufmann von Smyrna da und weinte. Was ist dir? fragte Richardson. Ich bin betrübt, antwortete jener, daß ein Mann, dem ich mein Leben zu verdanken habe, so stolz ist, daß er mir die Freude nicht gönnen will, mich erkenntlich zu bezeigen. — Bey Gott! du irrest, rief Richardson; nicht aus Stolz theile ich dein Geschenk unter diese aus; sondern weil sie es nöthiger haben, als ich, und weil ich ohne ihre Hülfe dich nicht hätte retten können. — Und meinst du, fuhr jener fort, daß ich diese würde vergessen haben? sieh' hier — (indem er einen andern Beutel zeigte) dies war für sie bestimmt. Aber es ist, wie ich sagte, du verachtest meine Erkenntlichkeit. — Bey allem, was heilig ist, ich verachte sie nicht, rief Richardson aus! — So nimm dann wenigstens dieses! versetzte der Kaufmann, indem er einen kostbaren Ring vom Finger zog, und ihn dem Kapitain reichte. Richardson nahm ihn.

Alle, welche von diesem edlen Wettstreite hörten, waren zweifelhaft, wen von beyden sie mehr bewundern sollten, den großmüthigen Schiffskapitain, oder den erkenntlichen Kaufmann.

Jähzorn.

Johannes war ein so guter Junge, daß fast kein Tag hingieng, da er nicht sowohl an Kenntnissen zunahm, als auch Fehler, die er an sich hatte, einsah und ablegte.

Nur ein Fehler klebte ihm lange an, und es fehlte nicht viel, so hätte ihn dieser in eine immerwährende Reue und Gemüthsunruhe gestürzet. Er war nemlich äußerst auffahrend, sobald ihm von seinen Gespielen einer etwas zuwider that. Er pflegte dann sogleich um sich zu stoßen, feuerroth zu werden, sich mit stammelnder Zunge über das Unrecht zu beschweren, das er erlitten zu haben glaubte, kurz alle Zeichen eines seiner Vernunft nicht mächtigen Menschen an sich blicken zu lassen, was auch seine Lehrer sich für Mühe gaben, ihm diesen Fehler abzugewöhnen.

Endlich traf es sich, daß ihm eben einer seiner Mitschüler etwas mittheilte, was er von einem der Lehrer gelernt hatte. Seine Wißbegierde war so groß, daß er sich durchaus durch

nichts im Zuhören stören lassen wollte. Unglücklicher Weise kam der kleine Gottlieb und zupfte ihn etlichemal am Kleide, daß er mit ihm zum Spiele in den Garten kommen sollte. Er ward böse, stieß ihn von sich, und zwar so stark, daß der arme Gottlieb, der nicht vest auf den Füßen stehen mochte, zurück fuhr, mit dem Kopf an einen Stein. Da lag er ohne Besinnen, und weil er grade an eine scharfe Ecke des Steins gefallen war, so floß das Blut stromweise an den Schläfen herunter. Gott, welch ein Anblick für den armen Johannes, der nichts weniger gewollt hatte, als Gottlieb wehe thun! — Er stürzte über ihn her, schrie laut: er ist todt, er ist todt! ich habe Gottlieb getödtet; und statt auf Mittel zu denken, ihm Hülfe zu leisten, blieb er schluchzend bey ihm liegen.

Zum Glücke hatte einer der Lehrer das Geschrey aus seinem Fenster gehört. Dieser kam eilends heraus, nahm, ohne ein Wort zu sagen, den kleinen Gottlieb von der Erde, trug ihn auf ein Bette und besprützte ihn mit kaltem Wasser, worauf er in wenigen Minuten wieder zu sich kam. Nun ward die Wunde untersucht; sie hätte an keiner gefährlichern Stelle seyn können. Es ward ein Wundarzt geholt, um sie zu verbinden. Gottlieb bekam ein heftiges Wundfieber, und fieng an zu phantasiren.

Johannes wich nicht von seinem Bette, weder bey Tage noch bey Nacht, und blieb immer in einer fürchterlichen Todesstille; denn kein Mensch redete mit ihm, weil niemand ihn trösten konnte oder tadeln wollte. Nur Gottlieb rief ihm oft in seiner Phantasie zu: lieber Johannes — was hab' ich dir gethan, daß du mir so böse bist? vergieb mirs, vergieb mirs! ich will dich nie wieder beleidigen. Dies trieb denn vollends seine Angst aufs höchste, und machte ihn fast zu einem noch größern Gegenstand des Mitleidens, als der Kranke selbst war.

Endlich legte sich das Fieber, die Wunde fieng an zu heilen, und nach wenigen Tagen konnte der Kranke wieder im Bette sitzen. Wer kann sich wol die Freude des Johannes vorstellen? Gewiß niemand, als wer ganz die Angst gefühlt hat, die ihn während Gottliebs Krankheit ergriffen hatte. Sie war unbeschreiblich, und auch mit einer so ernsten Reue und mit einem so vesten Vorsatz verbunden, sich nie wieder von seinem alten Fehler übereilen zu lassen, daß ihm fast keine Freude äußerlich anzusehen war.

Wie Gottlieb endlich wieder ganz gesund wurde, nahm Johannes eine heitere Miene an; und ohne daß ihn einer seiner Lehrer nachher jemals wieder erinnern durfte, hielt er sich selbst sein Versprechen, seinen Jähzorn völlig zu besiegen.

Er war sehr glücklich, mit einer solchen Warnung davon gekommen zu seyn; denn Gottlieb behielt von seinem Falle nichts nach, als eine Narbe an der Schläfe, die Johannes nie ohne Rührung ansah, und oft mit Dank gegen die Vorsehung küßte.

Thomas Morus.

Thomas Morus war von redlichen, aber armen Eltern gebohren worden. Schon als Kind machte er sich durch Folgsamkeit und freundliche Gemüthsart bey jedermann sehr beliebt, und als Knabe übertraf er alle seine Mitschüler an Fleis, Artigkeit, Liebe zur Ordnung in allen seinen Sachen, an Dienstfertigkeit, Bescheidenheit, und vornehmlich an einer reinen ungeheuchelten Religiosität. Dadurch machte er sich denn natürlich alle Menschen zu Freunden, und jedermann suchte ihm fortzuhelfen. Da er sich frühzeitig außerordentliche Geschicklichkeiten erworben hatte, so wurde er auch bald zu Aemtern befördert, denen er mit der größten Treue und Rechtschaffenheit vorstand. Er erstieg, ohne daß er sich sonderlich darum bemühet hätte, eine Ehrenstufe nach der andern, und erhielt endlich gar die Stelle eines Kanzlers von Engelland, welches in diesem Lande eine der vornehmsten Würden ist.

Ein anderer hätte dadurch eitel werden können; aber Morus blieb nach wie vor der bescheidene Mann, der er gewesen war, und verwaltete dieses wichtige Amt mit eben der uneigennützigen Rechtschaffenheit, die er bis dahin immer bewiesen hatte. Er hätte sich bereichern können; aber seine Uneigennützigkeit gieng so weit, daß er als Kanzler nur ein kleines Landgut von sehr geringen Einkünften besaß. Als seine Söhne sich einmal darüber beklagten, daß er so wenig für sich und seine Familie zu erwerben suche, antwortete er: das thue ich um euretwillen, damit ihr einst den Segen des Himmels von mir erben möget. Leuten, die viel Gewalt in Händen haben, werden oft Ungerechtigkeiten zugemuthet, zu denen man sie durch Geschenke zu bewegen sucht. Auch Morus war dieser Versuchung mehr als einmal ausgesetzt, aber er widerstand ihr jedesmal mit seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit. Selbst sein König konnte ihn nicht bewegen, etwas zu reden oder zu thun, was ihm seiner Pflicht zuwider zu seyn schien. Ein sehr angesehener und reicher Mann, der mit einem armen Manne einen Prozeß führte, wollte ihn einst mit einer großen Summe Geldes bestechen, daß er das Urtheil zu seinem Vortheil einrichten möchte; aber Morus antwortete ihm mit edlem Unwillen: „wozu dieses Geschenk? wenn Sie Recht haben, so brauchen

Sie mir ein gutes Urtheil nicht erst abzukaufen; haben Sie aber Unrecht, so können mich alle Schätze der Welt nicht bewegen, zu ihrem Vortheile zu entscheiden."

Bey einer so strengen Gerechtigkeit, die er in allen seinen Handlungen bewies, konnte es nicht fehlen, daß er sich nicht auch manchen schlechten Menschen zum Feinde machte, den es verdroß, daß er zu seinem Vortheil keine Ungerechtigkeit begehen wollte. Darunter waren nun auch einige angesehene und mächtige Männer, die sich wider ihn verbanden, und nicht eher ruheten, bis sie ihn zu Falle brachten. Sie stellten allerley falsche Klagen gegen ihn an, und wußten die Sache so weit zu treiben, daß der unschuldige, der rechtschaffene, der edle Morus — zum Tode verurtheilt wurde.

Er hörte sein Todesurtheil mit der größten Gelassenheit an, nahm von seinen ungerechten Richtern auf die edelste Weise Abschied, bat Gott, daß er den König künftig für ähnlichen Ungerechtigkeiten bewahren möchte, und kehrte wieder in sein Gefängniß zurück.

Hier wartete seiner ein Auftritt, der einem Manne von minderer Standhaftigkeit das Herz hätte brechen müssen. Er fand seine geliebte Tochter, die Frau von Roper, daselbst, die nach dem Gefängniß gekommen war, um ihren theuren Vater noch einmal zu sehen.

Unfähig zu reden, stürzte sie ihm in die Arme, und blieb wie leblos an ihm hangen: „Mein Vater! o mein Vater!“ Dies war alles, was sie mit schwacher Stimme von Zeit zu Zeit hervorbringen konnte. Morus umarmte sie auf das zärtlichste, und suchte sie zu trösten. „Mein Leiden, sprach er, kommt von Gott; denn ich habe es mir nicht selbst zugezogen. Gottes Schickungen aber sind immer weise und gut, ob wir das gleich nicht immer begreifen können. Also wollen wir uns seinem heiligen Willen unterwerfen und mit Geduld ertragen, was sein unerforschlicher Rath über uns verhängt hat.“

So fuhr er eine ganze Stunde fort, seine Tochter zu trösten, und er that das mit einer so unverstellten Gelassenheit, als wenn die Sache ihn selbst nicht angienge.

Den Abend brachte er mit Gebet und frommen Betrachtungen hin, und schlief darauf die ganze Nacht so ruhig, als wenn ihm nichts bevorstünde.

Am folgenden Morgen trat einer seiner besten Freunde, Jakob Pope, ins Gefängniß, um ihm anzukündigen, daß das Todesurtheil in einigen Stunden an ihm vollzogen werden sollte. Aber er zerfloß dabey in Thränen, und konnte die schrecklichen Worte nicht über die Zunge bringen.

Morus hingegen blieb unerschüttert; er tröstete seinen Freund mit der Hofnung eines bessern ewigen Lebens, in welchem sie sich wieder finden würden, und trug ihm auf, seine Feinde von ihm zu grüßen, und ihnen zu sagen, daß er ohne allen Haß gegen sie diese Welt verlasse.

Da die angesetzte Stunde gekommen war, gieng er mit gesetzter Stille nach dem Blugerüste, und lies bis auf den letzten Augenblick keine Spur von Furcht und Kleinmüthigkeit blicken.

Nach der Gewohnheit des Landes hielt er von dem Gerüste herab noch eine Rede an das versammlete Volk, worin er alle zur Gottesfurcht, Tugend und Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung auf eine so rührende Weise vermahnte, daß alle, die ihn hörten, in Thränen zerflossen.

Selbst dem Scharfrichter, welcher zitterte, indem er sein Amt verrichten wollte, sprach er Muth ein: er erlaubte sich sogar, um den Mann noch beherzter zu machen, einen Spaß, den man getadelt hat, weil man seine Absicht dabey verkannte. Guter Freund, sprach er, nehmt euch in Acht, daß ihr meinen Bart nicht mit verletzt; denn dieser hat doch kein Verbrechen begangen.

Hierauf kniete er nieder, legte den Kopf auf den Block, und bot seinen Hals dem Hiebe dar, der seinem schuldlosen Leben ein Ende machte.

Bestrafter Ungehorsam.

Gustav hatte den großen Fehler an sich, daß er niemals gleich folgte, wenn ihm etwas befohlen oder verboten wurde. Immer fragte er erst: warum soll ich aber das thun? warum soll ich das nicht thun?

Seine Eltern und Lehrer hatten ihm oft gesagt, daß ein verständiges Kind seinen Eltern und Lehrern aufs erste Wort folgen müsse; und als er auch da fragte; warum soll ich aber aufs Wort glauben und folgen? so sagten sie ihm: du bist noch nicht verständig genug, um alles zu begreifen; viele Dinge lassen sich dir jetzt noch gar nicht deutlich machen, weil du schon vieles wissen müßtest, was du noch nicht gelernt oder erfahren hast. Das half aber immer nur wenig; Gustav wollte nur durch Schaden klug werden.

Einst trank man bey Tische einen Wein, der von allen sehr gelobt wurde. Gustav fragte seinen Vater: ob er nicht auch den Wein kosten dürfe? — Nein, lieber Gustav, antwortete dieser, du weist ja, was ich dir schon oft gesagt habe, daß dir der Wein schädlich ist. Gustav erwiederte ihm: aber Sie trinken ja alle auch Wein; und sein Vater: wir sind aber alle älter als du, und wenn erwachsene Personen den Wein mäßig trinken, so schadet er ihnen gar

nicht.

nicht. Gustav schwieg zwar; doch zeigte seine Miene, daß es ihm nicht lieb sey, daß ihm der Vater seine Bitte abgeschlagen hatte.

Der Vater bemerkte das, und dachte bey sich: wenn ich ihm Wein gebe, so wird es ihm gewiß nicht wohl darauf werden — aber vielleicht wird er dadurch gebessert, und glaubt in Zukunft eher, wenn ich ihm etwas sage. — Er fragte also den Gustav: willst du versuchen, ob dir der Wein wohl bekommen wird? so will ich dir ein Glas einschenken. Gustav, der auch ein wenig naschhaft war, lies sich nicht zweymal fragen, und bat sogleich darum. Sein Glas wurde ihm voll eingeschenkt; er kostete, er schmeckte ihm vortreflich. Er bat noch um eins; auch das gab ihm der Vater, und auch das wurde bald ausgeleert. Gustav fieng schon an lustig zu werden; das Lachen und Schäkern machte, daß ihm der Wein noch mehr in den Kopf kam, und bald machte er so unartige Dinge, daß man ihn vom Tische entfernen mußte. Er lief im Hause herum, Treppe auf, Treppe nieder; man verbot es ihm, aber er hörte auf niemand. Er schrie und lermte, daß der Vater selbst ihm ernstlich gebieten mußte, ruhig auf seine Stube zu gehen.

Kaum war er hier und hatte sich niedergesetzt, so kam es ihm vor, als ob die ganze Stube

mit

mit ihm im Kreise herumgienge; er wollte wieder aufstehn, aber er konnte nicht. Es war ihm so übel, als wenn er ein Brechmittel genommen hätte. Er versuchte noch einmal aufzustehen, aber indem er sich wieder setzen wollte, verfehlte er den Stuhl, und fiel mit dem Kopfe so unglücklich an einen dabey stehenden andern Stuhl, daß er ein ziemlich großes Loch in die Stirn bekam.

Auf das Geräusch, das er durch seinen Fall verursachte, kam man herbey. Sein Vater sah ihn blaß und blutend zwischen den Stühlen liegen. — Schon fieng es ihm an leid zu thun, daß er seinem Sohne Wein zu trinken erlaubt hatte. Doch als er die Wunde an der Stirn untersuchte, und fand, daß sie nicht gefährlich sey, so beruhigte er sich Gustav übergab sich nun auch, der Vater lies ihn reinigen und zu Bette bringen. Für Mattigkeit schlief er bald ein.

Als er wieder erwachte, hatte er den heftigsten Kopfschmerz, und zugleich that ihm auch die Wunde an der Stirne ziemlich wehe. Seine Schwester besuchte ihn und fragte: wie er sich befände? ach! gar nicht hübsch, liebes Malchen, antwortete er mit matter Stimme; o der garstige Wein, trinke du ja keinen!

Nein, sagte Malchen, gewiß nicht, ich bin froh, daß ich keinen getrunken habe. Aber du

armer

armer Gustav wirst nun wol müssen zu Hause bleiben! Weißt du, daß wir heute zur Muhme auf die Weinlese fahren? — aber ich will bey dir bleiben!

Ich danke dir, liebes Malchen, nein, fahre du immer mit. Es ist mir recht geschehen; warum glaubte ich den Vater nicht! es wird mir wol besser werden.

Der Vater, der dazu kam, versicherte ihn, daß er heute noch würde aufstehen können, wenn er jetzt gleich ein Pulver einnehmen wollte. Gustav that es. Sein Vater blieb selbst bey ihm, und als Malchen des Abends wieder nach Haus kam, so fand sie ihren Bruder schon wieder wohl, bis auf die Wunde an der Stirn.

Auch diese heilte in einigen Tagen. Gustav wurde von der Zeit an klüger, und legte seinen Fehler nach und nach gänzlich ab.

Der furchtsame Knabe.

Des jungen Hartigs Eltern waren sehr reich, weil sie aber täglich vielerley Geschäfte hatten, so konnten sie ihren Sohn nicht immer unter ihren Augen haben. Sie mußten ihn fremden Leuten zur Aufsicht übergeben, und waren sehr froh, wenn diese nur gute Menschen waren.

Unter diesen Leuten war aber eine Frau, die viele alberne Dinge von Gespenstern gehört hatte. Sie erzählte daher manchmal solche Geschichten, und der junge Hartig hörte ihr begierig zu. Niemand sagte ihm, daß er solche Dinge nicht glauben müßte, und er selbst war noch zu jung, als daß er das von selbst hätte denken können. Er fieng daher bald an von ganzem Herzen zu glauben, daß es wirklich Gespenster gebe, welche die Menschen bey Nacht beunruhigen könnten.

Wenn es nun Abend ward, so fürchtete er sich, allein zu seyn; immer mußte jemand bey ihm bleiben. Ohne Licht und allein vor die Thüre oder an irgend einen finstern Ort zu gehen, das war ihm ganz unmöglich.

Seine Eltern wurden es freilich gewahr, und sie bemühten sich auch sehr, ihm seine lächerliche Furchtsamkeit zu benehmen. Allein man richtete wenig bey ihm aus. Sein Vater sperrte ihn sogar einmal allein in eine finstere Stube ein; da erhub er aber ein so entsetzliches Geschrey, daß man fürchten mußte, er würde sich Schaden thun; man lies ihn also wieder heraus.

Man suchte ihn zu beschämen. Man brachte viel kleinere Kinder, lies sie vor seinen Augen in ganz finstere Stuben gehen, und sie blie-

blieben lange und ruhig darin. Einige schliefen ein, andere aßen das auf, was man ihnen etwa mitgegeben hatte. Er sah' das alles mit an, aber hatte niemals Lust, es ihnen nachzuthun.

Er war ohngefähr acht Jahr alt, als ein armer Verwandter und Freund seines Vaters starb. Dieser hinterlies einen Sohn, mit Namen Georg, der von seinem armen, aber sehr braven Vater, bis in sein neuntes Jahr sehr gut war erzogen worden. Hartigs Vater, der Georgen als ein gutes Kind kannte, nahm ihn zu sich, und gab ihn seinem Sohne zum Gesellschafter. Der junge Hartig lernte viel Gutes von ihm; denn Georg gab sich alle Mühe, ihm gefällig zu seyn und ihm das beste Beyspiel zu geben. Besonders bemühete er sich auch, ihm seine Furchtsamkeit abzugewöhnen. Er erzählte ihm unter andern viele Geschichten von Menschen, die sich durch Furchtsamkeit sehr unglücklich gemacht hatten.

Ich war etwa sieben Jahre alt, erzählte er ihm eines Tages, da giengen wir, mein seliger Vater, ein Paar Freunde von ihm, ihre Söhne und ich einmal Abends vor die Stadt spazieren. Wir Kinder liefen immer einige Schritte voraus, und einmal waren wir so weit von ihnen, daß wir sie nicht mehr sprechen hörten.

ten. Da fieng auf einmal ein gewisser kleiner Nieder, dessen Vater auch mitgegangen war, an zu schreyen. Wir fragten, was ihm wäre? — Sehen Sie nicht, dort! dort! — und wies immer vor uns hin. Wir sahen alle dahin, konnten aber nichts erkennen. Ach Gott! es kommt! ja wahrhaftig es kommt auf uns los! und da er das sagte, fieng er aus allen Kräften an zu laufen, als ob ihn jemand bey dem Kopfe packen wollte.

Wir riefen ihm nach: es ist ja nichts! aber er hörte nichts. Platsch! hörten wir etwas ins Wasser fallen, und nun erhub sich ein Geschrey, das jämmerlich anzuhören war. Wir liefen darauf los, fanden aber unsere Eltern schon dort, die den armen, furchtsamen Nieder aus einem Wassergraben gezogen hatten. Sie fragten uns, warum wir nicht beysammen geblieben wären? wir erzählten ihnen aber, daß Nieder von uns gelaufen wäre, und daß wir ihn nicht hätten zurück halten können.

Nieder wurde nun gefragt, warum er so schnell weggelaufen wäre; da erzählte er: er hätte einen großen schwarzen Hund gesehen, der eine große, spitzige Nase, lange lange Ohren, und ich weis selbst nicht mehr, was sonst, noch gehabt hätte, und der wäre auf uns zugekommen. Er hätte zurücklaufen wollen, zu seinem

Vater,

Vater, hätte nicht genau auf den Weg gesehen, und wäre in den Graben gefallen. Wir andern hätten gern gelacht, wenn uns der arme Mensch nicht gedauert hätte. Denn er war nicht nur vom Kopfe bis auf die Füße naß und voll Schlamm; sondern er war auch so derb auf ein Knie gefallen, daß er nicht allein gehen konnte.

Wir sahen uns noch einmal in der Gegend um, ob wir etwas entdecken könnten, was etwa einem so fürchterlichen Hunde ähnlich wäre; wir fanden aber nichts, als einen kleinen Strauch, der ein Paar weit herausstehende Zweige hatte, die der Wind bewegte, und die uns immer zuwinkten. Der arme Nieder hat von dem Falle noch heutiges Tages einen lahmen Fuß. Wäre er nicht so furchtsam gewesen, so wäre er noch so gesund, wie wir andern. — Nein! setzte Georg hinzu, ich glaube, was mir mein seliger Vater gesagt hat: wenn dir die Lebendigen nichts zu Leide thun, für den Todten hast du nicht nöthig dich zu fürchten, sagte er. Wenn wir sterben, so kommen unsere Leiber in die Erde, und da verwesen sie und werden wieder zu Erde. Unsere Seelen, oder wir selbst kommen zum lieben Gott, wenn wir nur fromm gelebt haben. Und den bösen

Menschen wird der liebe Gott gewiß nicht erlauben, daß sie noch mehr Böses thun, wenn sie todt sind. Wo sollen denn also die Gespenster herkommen? Und überhaupt merke dir das: wen der liebe Gott bewahrt, der ist wohl bewahrt, der darf sich für niemand fürchten.

So redete und erzählte Georg oft; aber der junge Hartig blieb immer, wie er gewesen war. Ein einziges mal brachte ihn Georg so weit, daß er mit ihm an einem schönen Abend in den Garten gieng. Der Mond schien so hell, daß es fast wie am Tage war. Zum Unglück hatte eine Magd ein Stück Wäsche im Garten aufgehangen, das von fern aussah, wie ein Mann, der die Hände ausbreitet. Als das Hartig erblickte, fieng er an am ganzen Leibe zu zittern. Georg sagte ihm, was es wäre, aber es half nichts, er mußte wieder mit ihm zurückgehen, und nun wollte er niemals wieder Abends aus der Stube.

Zeitlebens wäre er gewiß so geblieben, und würde als erwachsener Mensch unbrauchbar und allen andern verständigen Menschen zum Gespött geworden seyn; wenn ihn nicht ein merkwürdiger Vorfall zu dem Entschluß gebracht

bracht hätte, sich diesen Fehler ernstlich abzugewöhnen.

Hartigs Eltern hatten einen Garten, der ungefehr eine Viertelstunde von der Stadt entfernt war, in der sie wohnten. Im Sommer hielten sie sich gewöhnlich in diesem Garten auf, und weil ein schönes, bequemes Haus dabey war; so schliefen sie auch daselbst. Ihr Sohn und Georg waren dann auch bey ihnen; die Bedienten wurden jeden Abend in die Stadt zurück geschickt. Nur ein alter Mann, der den Garten bestellte, und eine Magd waren noch mit ihnen des Nachts in dem Garten.

Eines Abends, da die Bedienten schon fort waren, und die Magd ebenfalls verschickt worden war, wurde Hartigs Vater plötzlich krank. Er ward blaß, schloß die Augen, ein kalter Schweis trat ihm vor die Stirn. Seine Frau wollte ihn fragen, was ihm so schnell wiederfahre, da sank er vom Stuhle herab, auf dem er saß, und wäre auf die Erde gefallen, hätte sie ihn nicht in ihren Armen aufgehalten. Sie rief nach Hülfe, Georg und ihr Sohn sprungen herbey, sonst war kein Mensch im Hause. — Der alte Gärtner, wie man hernach erfuhr, schlief schon. Gott stehe uns

bey! rief Hartigs Mutter, Kinder, euren Vater rührt der Schlag! was fangen wir an?

Sogleich erbot sich Georg nach der Stadt zu laufen und den Arzt zu rufen.

Aber weist du denn seine Wohnung? fragte sie. Doch du weist ihn ja, lieber Sohn, gehe mit Georgen, sagte sie ihm: — geht, lauft Kinder, ehe euer Vater stirbt.

Der junge Hartig griff in dieser Angst schnell nach seinem Huth. Georg faßte ihn bey der Hand, aber kaum traten sie vor die Thüre, so erhub Hartig das kläglichste Geschrey. Nein! o nein! ich kann nicht mit, es ist ja so finster, und wir müssen dort beym Kirchhofe vorbey. Ehe Georg ihm antworten konnte, war er schon wieder zurück in die Stube bey der Mutter. Georg lief ihm nach, bat, flehte, fiel ihm bald vor die Füße. Seine Mutter that dasselbe. Also willst du deinen Vater sterben sehen? sagte sie ihm weinend, mußt du dir es nicht, so lange du lebst, zum Vorwurfe machen, wenn dein Vater ohne Hülfe stirbt? —

Seyn Sie ruhig, sprach endlich Georg; ich gehe allein, und das ist auch besser, so bleibt doch jemand bey Ihnen! Ich weis zwar nicht Ih-

Ihren Herrn Doktor zu finden, aber ich weis die Wohnung des Doktors, den mein seliger Vater brauchte, und das soll ein sehr geschickter Mann seyn. — Oder soll ich lieber Ihren Arzt rufen? so wird mir ja jemand sein Haus zeigen können.

Nein, guter Georg, rufe nur den, dessen Wohnung du weist, sagte die Mutter, und Georg hatte das kaum ausgehört, so flog er zur Thüre hinaus, und kaum eine halbe Stunde darauf kam er mit dem Arzt, der einen Wundarzt mitbrachte, wieder zurück.

Der Arzt fand den Kranken äußerst gefährlich, und versicherte: wenn er noch gerettet würde, so müßte man es der schnellen Hülfe zuschreiben, die ihm vielleicht just noch zu rechter Zeit geleistet werden könne. Der Wundarzt mußte gleich eine Ader öfnen, und dieser sowohl, als der Arzt blieben die Nacht bey dem Kranken. Georg konnte durch nichts abgehalten werden, auch mit ihnen zu wachen. Es war eine schreckliche Nacht für alle im Hause; denn nach und nach hatten sich fast alle Bedienten eingefunden, weil Georg in Hartigs Hause in der Stadt die traurige Nachricht bekannt gemacht hatte. Gegen Morgen erst kam der Kranke wieder zu einigem Bewustseyn; wie

freute sich alles, da der Arzt nun die beste Hofnung machte! Stündlich wurde es besser mit Vater Hartig, und in Zeit von vier Wochen konnte er schon wieder in den Garten spazieren gehen.

Wie viel hätte jetzt der junge Hartig darum gegeben, wenn er nur einen kleinen Theil von dem Lobe erhalten hätte, das alle dem wackern Georg ertheilten. — Du hast mir das Leben gerettet, sagte ihm der Vater, und schloß ihn in seine Arme. Du hast mir einen geliebten Gatten, und meinem Sohne einen guten Vater erhalten, sagte ihm die Mutter, und küßte ihn mit mütterlicher Liebe. — Ihnen danken wir es, daß unser Wohlthäter, unser Vater lebt, riefen ihm alle entgegen, die in Hartigs Diensten waren, und drückten ihm freundlich die Hand.

Innigst freute Georgen das allgemeine Lob; aber nichts freute ihn mehr, als daß er, durch eine so kleine Bemühung, seinem zweyten Vater einen so wichtigen Dienst hatte leisten können. Er wurde auch reichlich von Vater Hartig belohnt, der ihn nun ganz, wie seinen eigenen Sohn ansah, und ihn alles lernen lies, was er nur immer zu lernen wünschte.

Der junge Hartig wurde durch diesen Vorfall so erschüttert, daß er von der Zeit an alle Furchtsamkeit abzulegen suchte; denn er sah nun ein: daß unverständige Furchtsamkeit dem, der sie an sich hat, nicht nur viel schaden könne, sondern daß sie ihn auch verhindere, vieles Gute zu thun.

Der bestrafte kleine Näscher.

Man hatte dem kleinen Friz oft gesagt, daß es unanständig sey, von allem, was andere essen oder trinken, auch kosten zu wollen. Es ist dir ja nicht alles gesund, lieber Friz, sagte seine Mutter, und wenn du dich daran gewöhnst, immer Leckereyen zu naschen, so wirst du nicht nur krank werden, sondern du kannst alsdenn, wenn du größer bist, auch sehr unglücklich dadurch werden. Ich habe einen jungen Menschen gekannt, der sich als ein kleiner Knabe auch das Naschen angewöhnte. Als er älter wurde, hatte er nicht genug Geld, sich immer Näschereyen dafür zu kaufen. Das Naschen konnte er nicht lassen; was denkst du wohl, daß er that? Er bestahl fremde Leute, und kaufte sich dann für das gestohlene Geld, was er wünschte. Aber er wurde einmal beym

Stehlen ertappt und wurde sehr schimpflich dafür bestraft, er kam ins Zuchthaus!

Solche Vorstellungen hörte Friz oft, sie nutzten ihm aber wenig. Er hütete sich zwar wol in Gegenwart seiner Eltern etwas zu fordern oder wegzunehmen, was man Naschwaaren nennt; aber desto häufiger naschte er, wenn sie es nicht sahen. Das bekam ihm jedoch nicht immer wohl.

Die Köchin seiner Mutter hatte einmal einen Topf mit Milch in die Küche gesetzt. Friz gieng vor der Küche vorbey, guckte hinein, und da er niemand darin sahe, gieng er hinein, vermuthlich um etwas für seinen Gaumen zu suchen. Der Milchtopf fiel ihm sogleich in die Augen; er bedachte sich nicht lange, nahm ihn weg und trank eine ziemliche Menge Milch. Er hatte den Topf kaum wieder an seine Stelle gesetzt, so hörte er sich rufen. Friz lief schnell dahin, wo er sich rufen hörte.

Es war eben die Kirschenzeit. Seine gute Mutter, die nichts weniger vermuthete, als daß er so eben Milch getrunken habe, gab ihm eine große Hand voll saure Kirschen. Daß Friz solche nicht lange aufhob, versteht sich von selbst. Ohngefähr eine Stunde darauf empfand

er

er heftige Leibschmerzen. Er klagte es seinen Eltern; da sie aber nicht wußten, woher sie kommen konnten, so beruhigten sie ihn damit, daß sie ihm sagten, es würde schon bald wieder vergehen. Allein die Schmerzen wurden immer heftiger, wie es fast immer geschieht, wenn man auf Milch etwas saures genießt. Friz klagte immer mehr; man fragte ihn daher, ob er etwas genossen habe, was sich mit den Kirschen nicht vertrage? — Zu seiner Beschämung mußte er nun gestehen, daß er ein bischen Milch getrunken habe, und da die Köchin bald darauf aus dem Topfe eine ansehnliche Menge vermißte, so erfuhr man auch, woher und wie viel es gewesen sey. Niemand bedauerte ihn nun, er hatte eine unruhige, schlaflose Nacht, und mußte überdies den Tag darauf Arzney einnehmen und deßwegen zu Hause bleiben, da seine übrigen Geschwister auf einem Spaziergange sehr viel Vergnügen hatten.

Eine Zeitlang hütete er sich nun wol wieder zu naschen; doch bald vergaß er wieder die Leibschmerzen. Sein Lehrer wohnte in dem Hause seiner Eltern; er besuchte ihn täglich, auch außer den Lehrstunden. Eines Morgens kam Friz, auch ihn zu besuchen, fand ihn aber nicht in seiner Stube. Er wartete ein Paar

Minuten, sah sich in der Stube um — da stand auf einem Tische ein Glas mit einem weißlichen Wasser. Friz besah und beroch es, endlich kostete er auch. Es war süß, er kostete wieder, und noch einmal. Der Lehrer kam noch nicht, nun gieng er wieder zu seinen Eltern.

Er war nicht lange da, so ward ihm entsetzlich übel; er ward blaß und kalter Schweis tröpfelte ihm von der Stirn. Er winselte laut. Seinen Eltern ward bange.

Was fehlt dir, Friz? fragten sie.

Ach! seufzte er ängstlich, der Herr Magister, — ich habe —

Was hast du? fragte der Vater, und was soll der Herr Magister? Rede doch!

Friz. Ach! ich habe etwas getrunken.

Mutter. Was denn? woher hast du es denn bekommen?

Friz. Beym Herrn Magister, ich weis nicht, was es gewesen ist; es sah weiß aus, es stund auf seinem Schreibetisch.

Mutter. Unglückliches Kind! wer weis, was es ist! du hast es gewiß heimlich weggenommen.

Friz. Ach! ja, er war nicht in seiner Stube, er weis nichts davon; sagen Sie es ihm nur nicht!

Mutter. Wir müssen doch wissen, was es ist!

Unterdessen hatte der Vater schon nach ihm geschickt. Er kam selbst, sprach mit dem Vater heimlich, der Vater dann mit der Mutter.

Siehst du, böses Kind! sagte ihm die Mutter, wie leicht hättest du über etwas noch gefährlicheres gerathen können! das hast du nun von deinem Naschen! du wirst dich brechen müssen; du hast von einem Brechmittel getrunken!

Es wirkte bald und sehr heftig, fast sechs Stunden lang quälte sich der arme betrogene Friz, und war diesen und den folgenden Tag so matt, daß er kaum durch die Stube gehen konnte. Diese unangenehme Erfahrung und die Ermahnungen seiner Eltern und seines Lehrers brachten Frizen doch endlich zum Nachdenken.

Er

Er kam freilich manchmal noch in Versuchung, seiner Begierde nachzugeben; doch gelang es ihm meistentheils ihr zu widerstehen; und da er einmal gesehen hatte, daß es möglich sey, sich des Naschens zu enthalten, so wurde es ihm immer leichter. Er freute sich allemal, wenn es ihm wieder gelungen war, eine Begierde zu überwinden, und fühlte es, daß ein Verdienst darin bestehe, sich etwas versagen zu können.

Der lügenhafte Ludwig.

Ludwig lief einmal bey kalter Witterung im nassen Grase herum. Als er nach Haus kam, empfand er große Leibschmerzen. Er klagte es seiner Mutter, und diese gab ihm etliche erwärmende Tropfen in ein wenig süßen Wein. Er befand sich bald wieder wohl, aber die Tropfen, oder vielmehr der süße Wein hatte ihm so wohl geschmeckt, daß er gern noch mehr gehabt hätte. Wenn du doch wieder krank wärest, dachte er, so bekämest du wieder süßen Wein.

Den Tag darauf sah er das Fläschchen mit dem süßen Wein stehen; er sahe es sehnlich von der Seite an, setzte sich still auf einen Stuhl

Stuhl und griff sich immer an den Leib. Seine Mutter glaubte, es fehle ihm etwas und fragte ihn deswegen. Ach ja! sagte er, es ist mir beynahe wieder so wie gestern; wenn Sie nur so gütig wären und gäben mir wieder ein Paar solche Tropfen. Die Mutter gab sie ihm, und wieder ein wenig Wein dazu. Ludwig freuete sich, daß es ihm gelungen war, seine gute Mutter zu hintergehen; denn es fehlte ihm gar nichts. Er glaubte nun, daß er es wol öfter so machen könnte.

Etwa ein Paar Tage darauf stellte er sich wieder, als habe er Leibschmerzen. Höre Ludwig, redete ihn seine Mutter an, beynahe glaube ich, du verstellst dich, um wieder ein bischen Wein zu bekommen. Gestehe mir es aufrichtig; ich will dir lieber so ein bischen geben, als wenn ich fürchten muß, du willst mir ihn durch eine Unwahrheit abnöthigen. — Ich sollte mich verstellen, sagte der böse Knabe, liebes Mütterchen? Ach! wenn Sie es nur fühlen sollten, wie das schneidet! — Und dabey krümmte er sich so sehr zusammen und that so kläglich, daß seine gute Mutter sich bereden lies, ihm die gewöhnlichen Tropfen mit Wein zu geben.

Diesmal gelang ihm sein Betrug also wieder, aber nun sollte die Strafe kommen.

Es war just am folgenden Tage, da er wirklich krank wurde. Ob das oftmalige Einnehmen solcher hitziger Tropfen, in hitzigem Weine, da ihm doch nichts fehlte, allein Schuld war, will ich nicht geradezu behaupten; doch ohne Zweifel trug es etwas dazu bey. Er fühlte schon gegen Mittag einige Uebelkeit, allein um nicht von einem Spaziergange zurückbleiben zu müssen, verschwieg er es, bis gegen Abend.

Es mußte sich zu seinem Unglück just zutragen, daß seine Mutter ihre Vermuthung, ob sie nicht von Ludwig hintergangen worden sey, seinem Vater erzählt hatte. Beyde Eltern sprachen noch davon, als Ludwig vom Spaziergange zurück kam. Der Vater fragte ihn; ob er recht vergnügt gewesen wäre?

Ach ja! antwortete Ludwig, wenn mir nur nicht der Kopf so weh gethan hätte, und hier! (er zeigte auf den Unterleib,) o ich weis selbst nicht, wie mir immer so wunderlich war; ich habe fast gar nicht mitspielen können.

Mutter. (Mit einem bedeutenden Blicke) du bist jetzt sehr oft krank, Ludwig!

Ludwig. Ach! das war gestern gar nichts; wenn mir der Leib nur allein weh thäte! Er sahe sehr erhitzt aus; seine Eltern, die mißtrauisch gegen ihn geworden waren, glaubten, er sey etwa sehr herumgelaufen.

Vater. Es wird dir schon wieder besser werden. Du mußt ein wenig Schmerz vertragen lernen; du bist ja kein kleines Kind mehr!

Ludwig (weinerlich) wenn es nur nicht so wehe thäte!

Vater. So weis ich dir nichts besseres zu rathen, als daß du dich so bald als möglich schlafen legst.

Ludwig. Wenn Sie mir nur etwas eingeben wollten!

Vater. Nicht wahr, wieder ein Paar Tropfen in süßem Wein? — Jetzt befehle ich dir augenblicklich dich niederzulegen; morgen werde ich dann sehen, wie du dich befindest.

Ludwig, dem dieser Befehl sehr unerwartet kam, und der wohl wuste, wenn sein Vater in diesem Tone mit ihm redete, daß dann nichts weiter zu thun sey, als zu gehorchen, gieng sogleich in seine Stube, und legte sich mit hefti-

gen

gen Kopf- und Leibschmerzen und mit hungrigem Magen.

Als er am folgenden Morgen erwachte, fand er, daß sich sein Kopfschmerz gelegt habe, und daß ihm sonst sehr wohl sey. Das war nun zwar gut für ihn; aber sein Vater glaubte nun desto gewisser, daß er ihn, am Abend zuvor, eben so habe hintergehen wollen, wie er die Mutter einigemal hintergangen hatte. Ludwig erhielt daher einen sehr unfreundlichen Verweis von dem Vater wegen seiner Lügenhaftigkeit. Der arme Knabe konnte nichts als weinen.

Von der Zeit an hütete er sich für Lügen, und legte bald diesen Fehler ganz ab.

Hüte dich für schädlichen Gewohnheiten.

Ein Knabe hatte die üble Gewohnheit, wenn er schrieb, sich mit dem Gesicht zu sehr auf das Blatt vorzubeugen. Sein Lehrer stellte ihm oft vor, daß er sich damit schaden könne, an der Brust und an den Augen; er versprach, sich es abzugewöhnen, verfiel aber immer wieder in den alten Fehler.

Eines

Eines Tages kam ein Fremder zu seinen Eltern. Wenn dieser noch etwas sahe, das kaum einige Schritte entfernt war, so zog er ein Glas aus der Tasche, und guckte damit nach der Sache, die er zu sehen wünschte. Er nahm ein Buch in die Hand, und um etwas zu erkennen, mußte er es dicht vor die Augen halten.

Dem Knaben kam das besonders vor; er fragte seinen Vater, wie es komme, daß der Fremde immer durch das Glas gucke. — Der Vater bat den Fremden, er möchte doch seinem Sohne sagen, woher er so üble Augen habe. Da erfuhr er, daß sich der Fremde seine Augen blos dadurch so sehr verdorben habe, weil er sich in seiner Jugend gewöhnt hätte, alles zu nahe zu sehen — und besonders weil er beym Schreiben sich immer zu sehr mit den Augen auf das Papier vorgebeugt habe.

Der Knabe verwunderte sich darüber, nahm sich aber vor, von nun an genau auf sich Achtung zu geben; denn er wußte wohl, daß er diesen Fehler auch an sich habe. In kurzer Zeit brauchte man ihn nicht mehr zu erinnern; er saß so grade, wie sichs gehört — und behielt gesunde Augen.

Mache dir niemand zum Feind!

Kann er dir auch nicht nutzen, so kann er dir doch wol schaden.

Ernst war ein sehr muthwilliger Knabe; wer ihm nur in den Weg kam, der wurde von ihm geneckt. Besonders aber Christoph, ein Gartenarbeiter, immer seinen Neckereyen ausgesetzt.

Dieser arme Mensch hatte den Fehler, für den er aber nicht konnte, daß er stotterte.

Sobald ihn nun Ernst sahe, so hatte er jedesmal eine Frage an ihn zu thun, blos aus der schadenfrohen Absicht, ihn stottern zu hören und dann ihn auszulachen.

Christoph hatte ihm oft darüber unfreundliche Wahrheiten gesagt; aber er richtete damit nichts aus, weil er nun noch mehr stotterte, wenn er in Eifer kam, und nun desto mehr ausgelacht wurde. Er hatte oft nicht antworten wollen, aber Ernst wußte ihn doch dazu zu bringen; er quälte ihn so lange, bis er redete. Christoph sagte es endlich Ernstens Vater, da dieser einmal in den Garten kam. Ernst erhielt einen derben Verweis, und es wurde ihm sogar

Stra-

Strafe gedrohet, wenn er es wieder wagen würde, den armen Menschen zu verspotten. Etliche Tage unterblieb es nun, aber bald wurde es wieder so schlimm, als zuvor. Ernst erbitterte dadurch Christophen so, daß dieser schon mehrmals Willens gewesen war, ihn selbst dafür zu züchtigen.

Um diese Zeit kam Ernst auch einmal in den Garten; es hatte die Nacht stark gefroren, und der Teich im Garten war ganz mit Eis überzogen. Christoph war in der Nähe. Höre Christoph, fragte ihn Ernst, ob mich wol das Eis trägt? Christoph schwieg. Ernst wiederholte seine Frage — Christoph schwieg wieder. — Ich gehe auf den Teich, sagte Ernst, und breche ich ein, so bist du Schuld, weil du mir nicht geantwortet hast. — Unkraut verliert sich nicht, stotterte Christoph ihm nach, und Ernst gieng auf den Teich.

Ein Paar Schritte hielt das Eis, aber indem er nun recht sicher fortgehen wollte, brach es unter ihm — er sank bis unter die Arme hinein — Christoph! Christoph! hilf mir, schrie er aus Leibeskräften. — Christoph hörte ihn schreyen, schrey du! daß du genug hast; du steckst mir gut, sagte er vor sich — und gieng fort nach dem Hause zu.

Ernst hätte in dem Teiche entweder erstarren oder ertrinken müssen, hätte nicht der Gärtner sein Schreyen gehört — dieser sprang herbey und rettete ihn noch just zu rechter Zeit.

Außer dem Verdruß, den er von seinen Eltern erfuhr, mußte er auch mehrere Tage an einer Erkältung leiden. Das einzige Gute, was er davon hatte, war, daß er einsehen lernte: daß man keinen Menschen verachten, oder sich zum Feinde machen müsse, und wenn er auch noch so gering wäre; weil man nicht wissen kann, wann und bey welcher Gelegenheit man seine Dienste braucht.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes.

Junger Mensch, wer du auch seyst! du bist entweder sehr leichtsinnig, oder sehr unwissend, oder sehr boshaft, wenn du Thiere, die dir nicht schaden, muthwillig tödten oder gar martern kannst. Höre die Geschichte eines solchen Gefühllosen.

Römming, eines Bauern Sohn, zeigte schon in seiner frühesten Jugend ein höchst unempfind-

empfindliches Herz. Wenn er nur einen jungen Sperling erblickte, so suchte er ihn zu fangen, um ihn langsam zu Tode zu martern. Einem Käfer die Flügel, einer Fliege die Beine auszureißen, einen Wurm zu zerhacken — alle solche Unbarmherzigkeiten machten seinem grausamen Herzen die größte Freude.

Immer führte er Steine bey sich, womit er die Thiere angriff, die er auf der Straße ansichtig wurde; so daß man jedesmal, so oft man ihn auf der Gasse erblickte, sicher erwarten konnte, das Wehklagen eines Hundes zu hören. Konnte er einer Katze habhaft werden, so war sie immer noch glücklich, wenn sie blos ihren Schwanz und ihre Ohren zurücklassen mußte. Oft goß er ein Gefäß voll siedenden Wassers über sie her, oder hackte ihr zwey Füße ab.

Er zerstörte alle Vogelnester unter den Dächern, in den Gebüschen und auf den Bäumen, die er ausfindig machen konnte; das Klagen der von ihm beraubten Mütter rührte ihn nicht. Die Jungen, die eben erst ihr Leben von ihrem gütigen Schöpfer bekommen hatten, wurden unter tausend Martern wieder desselben beraubt.

Bis in sein dreyßigstes Jahr setzte er diese Unmenschlichkeiten fort.

Es war eben in seinem dreyßigsten Jahre, als er im Brauhause seinen Huth in den Bierbottig fallen lies. Er wollte ihn wieder fangen, verlor aber das Gleichgewicht und stürzte in das kochende Getränke; doch behielt er noch so viel Bewußtseyn, daß er sich mit den Händen am Rande des Bottigs vest hielt. Er wurde wieder herausgezogen; allein er hatte beyde Beine verbrannt, und mußte nach Haus getragen werden.

Die Schmerzen, die er fühlte, waren unbeschreiblich groß, und alle Leute auf der Straße, in welcher er wohnte, konnten das Geheul hören, das ihm seine Quaalen auspreßten. Auf einmal bemerkte man an ihm, daß er über etwas sehr ernsthaft nachdachte, und nach einer halben Stunde, die er in einer tiefen Stille zugebracht hatte, verlangte er einen Geistlichen, der auch sogleich gerufen wurde. Als dieser angekommen war, redete ihn Römming beynahe mit dem Tone und den Gebehrden eines Verzweifelnden ohngefähr also an:

Herr, ich habe Sünde begangen, die ich nie wieder gut machen kann. Ich habe so viele tausend Thiere, die mir gar nichts schadeten, auf die grausamste Art zu Tode gemartert; ich

nahm

nahm mir nie die Mühe, daran zu denken, was ich that; ach! und ich fühlte nicht, was für entsetzliche Schmerzen ich ihnen zufügte. Jetzt empfinde ichs nun an meinem eigenen Körper, was für ein Wüterich ich gewesen bin. Ach, lieber Herr, rathen Sie mir, wie soll ich so viele Grausamkeiten wieder gut machen?

Der Prediger hielt es für gut, den Unglücklichen noch eine Zeitlang in dieser Gemüthsbewegung zu lassen. Er stellte ihm daher das Strafbare des boshaften Mordes eines Thieres sehr nachdrücklich vor.

Während dieser Vorstellungen bemerkte der Prediger, daß des Patienten Beine ganz schwarz wurden. Man holte einen Arzt, und dieser versicherte, daß beyde Beine in Zeit von einer halben Stunde abgenommen werden müßten, wenn der Kranke nicht am kalten Brande sterben sollte. Wirklich that man dieses. Aber nun stieg auch die Verzweiflung dieses Unglücklichen auf das höchste: der Gedanke, daß er einst so viele Thiere um eben diese Gliedmaßen gebracht habe, brachte ihn beynahe zur Raserey.

Da sprach ihm der Geistliche einigen Trost zu.

Er wurde wieder gesund und lebte als Krüppel noch fünf und zwanzig Jahre. Nur dadurch glaubte er seine verübten Bosheiten wieder etwas gut machen zu können, daß er, so lange er lebte, jeden Knaben, den er zu Gesicht bekam, mit seinem eigenen Beyspiele vor ähnlichen Vergehungen warnte, und ihn, so nachdrücklich er konnte, von der Strafbarkeit des muthwilligen Thiermordes belehrte.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Snell, Ludwig Immanuel,

Warnungen für die unerfahrene Jugend in Beyspielen meistens unkluger oder böser Menschen

Lemgo 1800

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Prü.373
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11113063-6
VD18 12401730-001